

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339391](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339391)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Nach langer Zeit.

Vor den Thoren der ehemaligen preussischen Hauptstadt, dem alten Königsberg am Pregel, waren viele Arbeiter beschäftigt mit dem Ab- und Zufahren von Steinen und Erde. Wälle wurden aufgeworfen, Gräben und Verschanzungen angelegt. Auch Steinhauer und Maurer sah man in voller, rastloser Thätigkeit, denn die ferngelegene Pregelstadt sollte stark befestigt und so, falls es Noth thäte, zur Schutzwehr des Reiches gegen Osten hin umgewandelt werden. Unter den Beaufsichtigtern dieser zahlreichen Erdarbeiter befand sich auch ein Mann in ziemlich ärmlicher Kleidung, dessen sonnenverbrauntes Gesicht die Spuren eines arbeitollen Lebens unverkennbar zur Schau trug. Er mochte so zwischen fünfzig und sechzig Jahre zählen; doch hatte er sich gut erhalten und den vormaligen Soldaten merkte man ihm an auf den ersten Blick.

Schon stand die Sonne hoch und die Mittagszeit nabete. Um ein wenig auszuruhen, setzte sich der stramme Veteran auf einen umgelegten Schubkarren im Schatten eines blühenden Kastanienbaumes und blies wohlbehaglich dicke Rauchwolken aus seiner kurzen irbenen Pfeife, ohne jedoch seines Amtes als Aufseher der ihm untergebenen Arbeiter zu vergessen. Da kam ein schlichter Bürgermann an ihm vorüber, schaute ihn scharf an, ging einige Schritte weiter,kehrte dann wieder um und blieb vor ihm stehen. Dem alten Krieger schienen die Gestalt und die Züge des Mannes nicht unbekannt; dunkle Erinnerungen aus längst vergangener Zeit tauchten in ihm auf, und plötzlich ward's ihm klar, daß dieser Fremde hier vormalig ein Waffenbruder von ihm gewesen und den Befreiungskrieg gegen den alten Kaiser Napoleon mit ihm durchgekämpft habe. Er stand vom Schubkarren auf, nahm die Pfeife aus dem Munde und rief im Tone der Verwunderung, nach treuherziger Soldatenmanier, dem ihm nun Wohlbekanntem zu: „Kamerad Böttcher, bist du's wirklich?“

„Ei freilich bin ich's, war die Antwort, und du? bist du nicht Müllner?“

„Ganz richtig, Bruderherz!“ rief der freudig überraschte Aufseher und setzte hinzu: „Wir sind ja alte gute Bekannte! Aber sag' mir doch, Kriegskamerad, wie kommst du denn hierher? Dir scheint's besser zu gehen, als mir armen Schlucker! Du trägst in der Woche einen viel feineren Rock als ich am Sonntag! Beim Regi-

ment war's anders; da hatten wir die nämliche Montirung. Dazumal ging's flotter zu bei unser einem!“

„Glaub's schon!“ meinte lächelnd der Andere. „Im Kriege warst du in deinem Element, und daß du brav mitgekochten hast, kann ich dir bezeugen; hab ich doch selber mein Leben dir zu danken! In der Leipziger Schlacht hast du ja den Todesstreich von meinem Haupte abgehalten!“

„Bah; 's war eine Kleinigkeit! Das passirt ja im Kriege fast alle Tage!“ entgegnete Müllner bescheiden. „Da braucht sich kein Lobens!“

„Wackerer Kamerad,“ fuhr Böttcher fort, „ich hatte mir viele Mühe gegeben, dich wieder aufzufinden und dir zu danken für meine Lebensrettung; aber wir wurden ja gleich nach der blutigen Schlacht getrennt und bis heute blieben alle meine Nachforschungen fruchtlos. Um so größer ist nun meine Freude! Sag' mir jetzt offenherzig, wie lebst du? wie ist dir's seitdem ergangen? Vielleicht glückt es mir, wenn auch spät erst, dir noch meine Dankbarkeit auf eine oder die andere Art zu beweisen. Bin ich doch dein alter Schuldner!“

„Wie mir's geht?“ sagte der Aufseher. „Du lieber Himmel, das kannst du ja sehen, Brüderchen; schlecht und recht! Muß an der Arbeit sein vom Morgen bis zum Abend, und verdiene dabei kaum so viel, daß ich zur Noth als ehrlicher Mann mich durchschlage. Ja, wenn ich einmal eine Förster- oder Zolleinnehmerstelle erhalten könnte, die mir, neben freier Wohnung, so meine 15 bis 20 Thaler monatlich einbrächte, da wär' ich ein geborgener und glücklicher Mann und hätte weiter nichts zu wünschen, als daß der liebe Gott mich gesund erhalte! Aber mit solchen Anstellungen geht's, leider, heutzutage mehr nach Gunst als nach Verdienst; wer keinen Fürsprecher hat, der bleibt sitzen und kann Trübsal blasen nach Noten!“

„Je nun, Kamerad, so schlimm wird's nun just nicht sein!“ ermutigte Böttcher gut gelaunt; „brave, redliche Männer finden wohl heute noch ihr Unterkommen! Doch kann man's ja nicht jedem gleich an der Nase ansehen, weß Geistes Kind er sei! Gib dich drum nur zufrieden und verliere nicht den Muth! Dein bescheidener und billiger Wunsch geht vielleicht eher in Erfüllung als du's vermuthest! Wie steht es denn mit deiner Gelehrsamkeit? kannst du gut lesen und schreiben?“

Müllner kratzte sich etwas verlegen hinterm Ohr und antwortete ziemlich kleinlaut: „Lesen kann ich wohl, aber mit dem Schreiben will's nicht recht vom Fleck! Hab's leider in meiner Jugend nicht so genau damit genommen und in Kriegszeiten hat der Soldat blikwenig Zeit dazu; da gibt's andere Schreiberereien!“

„Das ist halt freilich ein Haken!“ meinte Böttcher, setzte aber tröstend hinzu: „Vielleicht ist's aber dennoch möglich dir aus der Klemme zu helfen und deinen Wunsch zu erfüllen. Weißt du was, ich lade dich auf morgen zum Frühstück ein; da wollen wir weiter von der Sache sprechen.“

„Wie kann ich dein Gast sein,“ entgegnete Müllner, „weiß ich doch nicht wo du wohnest.“

„Ich habe meine Wohnung im königlichen Schlosse,“ berichtete Böttcher, „und mein Namen ist dir nicht unbekannt; darfst nur nach mir fragen. Also, morgen um 10 Uhr! Bleibe Gott befohlen und auf frohes Wiedersehen!“

„Werde bestimmt mich einfinden! Pünktlichkeit vor Allem!“ rief Müllner dem Scheidenden nach.

Dieser kehrte in die Stadt zurück und vor alte Kriegsmann setzte sich wieder gedankenvoll auf den Schubkarren, indem er vor sich hinmurmelte: „Wird wohl mein ehemaliger Waffengenosse im Stande sein, mir ordentlich auf die Beine zu helfen?“

Am andern Morgen, punkt 10 Uhr, betrat der an Ordnung gewöhnte Veteran das königliche Schloß und erkundigte sich nach Herrn Böttchers Zimmer. Ein Diener führte ihn sogleich in eines der freundlichsten Gemächer, wo der Gesuchte ihn bereits bei einer Flasche Rheinwein erwartete. Herzlich bewillkommten sich die alten Kriegsgefährten und stießen auf fernere gute Kameradschaft an. Nun wurde das versprochene Frühstück aufgetragen und Beide setzten sich vertraulich einander gegenüber, ließen sich's wohl schmecken, plauderten von vergangenen Zeiten, von glücklich überstandenen Gefahren und den nur zu schnell verschwundenen Jugendfreunden, welche ihnen die Mühseligkeiten des Krieges damals leichtlich ertragen und überwinden halfen. Schon war die zweite Rheinweinflasche geleert worden und der alte Müllner, längst schon des edeln Traubensafts ungewohnt, wurde mit jedem Glas munter und gesprächiger, so daß der gastfreundliche Wirth seine wahre Freude hatte an des alten Kameraden ungekünstelter Offenherzigkeit und gemüthlichem Geplauder.

„Nun sag' mir aber doch, bester Freund, bei

wem bist du denn eigentlich hier im königlichen Schlosse?“ fragte Müllner endlich, „und was hast du wohl da zu verrichten? Wie's mir ergangen, und was ich treibe, hab' ich dir treulich erzählt; nun aber, nachdem du mir versprochen hast, etwas zur Erfüllung meines Liebblingwunsches beitragen und mir irgend ein Aemtel verschaffen zu wollen, ist die Reihe an dir, ein wenig zu berichten. Drum frisch heraus mit der Sprache! Wie's mir scheint, hast du keinen allzuschweren Dienst; ist's nicht so?“

„Darüber kann ich dir leicht Aufklärung geben, alter Freund,“ erwiderte lächelnd der freundliche Wirth. „Ich bin der Ober-Präsident der Provinz Preußen.“ Mit diesen Worten schlug er den Ueberrock ein wenig zurück und zeigte dem erstaunten Müllner die mit Orden gezierte Brust. Starr vor Verwunderung und Schreck saß dieser auf dem gepolsterten Stuhle und konnte lange keine Worte finden, um bei dem hohen Beamten seine bisherige Vertraulichkeit und sein Geplauder zu entschuldigen. Aber der eble, menschenfreundliche Mann reichte dem betroffenen ihn Anstarrenden zutraulich die Hand und sagte: „Wackerer Kriegskamerad, warum auf einmal so erstaunt? Es bleibt zwischen uns bei dem vertraulichen, herzlichen Du, und was deine gewünschte Anstellung betrifft, so hoffe ich, daß du, ohne den ich längst schon auf dem Schlachtfeld begraben läge, nicht allzulange wirst warten müssen. Damit du aber nicht genöthigt bist, weiter um schweren Tagelohn zu arbeiten, will ich selber meinem wackern Lebensretter und Freunde ein Monatsgeld von zwanzig Thalern aussetzen, und das so lange, bis sich eine bessere und passende Versorgung, ein Amt das du versehen kannst, für dich trifft!“

Tief gerührt, mit Thränen der Freude und des Dankes im Auge, verabschiedete sich der alte Müllner von seinem edelmüthigen, hochgestellten Kriegskameraden. Ober-Präsident Böttcher aber hielt redlich Wort. Sein Lebensretter wurde bald darauf im Polizeiamte angestellt, mit einem monatlichen Gehalte von dreißig Thalern, und versch seinen neuen Posten zur völligen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, also daß sein Gönner und Freund es nie zu bereuen hatte, ihm aus der untergeordneten Stellung emporgeholfen zu haben.

Bittere Enttäuschung.

Vorigen Winter war in einer kleinen esässischen Stadt, zu Gunsten der hartbedrängten Armen, eine Lotterie durch wohlthätige und menschenfreundliche Damen veranstaltet worden und die

bereitwilligen Gaben, darunter sehr werthvolle, ließen nicht lange auf sich warten. Wie gewöhnlich wurden die zu gewinnenden Loose im großen Saale des Rathhauses hübsch in Ordnung aufgestellt und die Nummern hundert- ja tausendweise abgesetzt.

Der gutmüthige Hansmichel, aus einem Dorfe der Umgegend, war am Markttag mit seiner Frau in die Stadt gefahren, hatte, vermitteltst zwei gekaufter Lotteriezettel, die Herrlichkeiten der Ausstellung sammt seiner lieben Ehehälfte bewundert und beide Verließen das Gemeindehaus nicht ohne den Wunsch und die Hoffnung, daß ihnen das Glück günstig sein möchte. Vor der Heimfahrt vertraute der Hansmichel die beiden Zettel einem guten Bekannten an, mit der Bitte, der Nummernziehung beizuwohnen und, falls eine oder die andere Nummer eine gewinnende sein würde, ihn gefälligst gleich davon zu benachrichtigen, was der Bekannte willig versprach.

Einige Tage später fand die Ziehung statt und, richtig, eine der Nummern des Hansmichels kam heraus. Flugs meldete ihm sein Geschäftsmann: „Kommst ungesäumt in die Stadt, denn Ihr habt nicht weniger als zehn Loose gewonnen. Bald kommt der glückliche Gewinner fast außer sich vor Freude, wieder angefahren, um seine zehn Loose, deren Gehalt und Werth er natürlich noch nicht kannte, im Gemeindehaus in Empfang zu nehmen, und was erhält er? Zehn Lotteriebilletts oder Zettel, die als Loose gegeben worden, von denen aber keines gewonnen hatte, also daß des Hansmichels ganzer Gewinnst nur zehn hübsch gedruckte Stückchen farbig Papier war. Die Sache wurde ruchbar und seitdem heißt's in der ganzen Umgegend: Zeh Loose gewunne, und doch niz bekumme!

Wessen Ohren sind gemeint?

Einem in der schönen Jahreszeit auf seinem Landgute wohnenden englischen Lord wurde vom Schloßgärtner gemeldet, daß ein Pferd aus dem ganz in der Nähe liegenden Dorfe gar oft in dem schönen Park, dem Baumgarten, weide und dadurch Schaden anrichte. Der darob erzürnte Lord ließ dem Eigenthümer des vierfüßigen Einbringlings stracks sagen, daß, wenn er sich noch einmal erfreue, das Pferd in den offenen Park auf die Weide zu führen, er demselben den Schwanz werde abhauen lassen. Des Bauers trockene Antwort, die er dem Bedienten mitgab, lautete: „Wenn Euer Herr meinem Pferde den Schwanz abhauen läßt, so schneide ich ihm gleich die Ohren ab! Richtet's nur pünktlich aus.“

Auf diese sonderbare Drohung hin, ließ der

Lord den Bauer zu sich rufen und warf ihm streng und herb seine unerschämte Antwort vor, welche der Bediente auf gar kuriose Art überbracht hatte. „Der dumme Kerl hat mich nicht recht verstanden, Mylord,“ vertheidigte sich der verschmitzte Bauersmann; „ich habe bloß gesagt, wenn Euer Gnaden meinem Pferde den Schwanz abhauen lassen, so werde ich demselben auch gleich die Ohren beschneiden. An die Ohren Ew. Gnaden habe ich keineswegs gedacht!“

Maler und Bettler.

Ein berühmter Pariser Maler aus früherer Zeit, Namens Le Brün, begegnete einst auf der Straße einem alten Bettler, der ein wildes struppiges Haar und einen ungewöhnlich langen weißen Bart hatte. Dem Maler gefiel dieser auffallende und merkwürdige Bettlerkopf, und er fand, daß es sich der Mühe lohne, denselben in Del auf Leinwand zu verewigen. Er rebete drum den Mann an und sagte: „Guter Freund, hier ist mein Name und meine Wohnung auf dieser Karte; kommt morgen zu mir, damit ich Euch male. Ihr sollt den Gang nicht umsonst thun.“

Der Bettler versprach zu kommen, war aber leider der Meinung, zu diesem vornehmen Besuche sich herausputzen zu müssen. Er ließ sich daher die struppigen Haare kürzer schneiden und den verwilderten Bart stutzen und gehörig in Ordnung bringen. So umgewandelt trat er am andern Morgen in das Arbeitszimmer des ihn erwartenden Kunstmalers, der die größte Mühe hatte ihn wieder zu erkennen.

„Boz Kreuzelement! Ihr seid's?“ ruft der erstaunte Le Brün dem Gemukten und Geputzten tadelnd zu; „was zum Henker habt Ihr für einen dummen Einfall gehabt! Den Bart und die Haare von gestern wollte ich ja haben! So kann ich Euch nicht brauchen, denn für mich habt Ihr jezt alle Schönheit verloren!“

Hagelversicherung.

Als vor Jahren die Hagelversicherungs-Gesellschaften gegründet wurden, hörte der Entenmaier so lange und so viel davon reden, daß er sich endlich auch entschloß, in einer solchen sich aufnehmen zu lassen. Kurze Zeit nachher schlägt ihm der Hagel alle seine Felder rattenkahl zusammen; die Schloßen hatten gar arg im Dorfbanne gehaufet. Höchst erbittert und zornig geht der Entenmaier in die Stadt und sagt zum Direktor der Gesellschaft: „Ihr habt, wie's scheint, vergessen lezthm meinen Namen einzuschreiben, als ich Euch meinen Antheil bezahlt habe. Das ist mir einmal eine saubere Ver-

sicherung gegen den Hagel, wenn man bald darauf alles Feld Rumpf und Stumpf zusammenschlagen bekommt. Das ist eine schöne Kommission!"

Der Herr Direktor erklärte nun dem unzufriedenen Entenmaier, daß das Ding nicht so gemeint sei. Die Gesellschaft versichert nur gegen den durch Hagel verursachten Schaden, der ihm, dem Entenmaier, nun vergütet werde. Den Hagelschlag selbst kann Niemand abwenden und davor in Gnaden behüten, als der liebe und barmherzige Gott.

Der Hagelbeschädigte ließ sich diese vernünftige Erklärung gefallen und steckte ganz behaglich den ihm ausbezahlten Schadenersatz in die weite Tasche.

Erinnerungen eines Wallfischjägers.

(Mit einer Abbildung.)

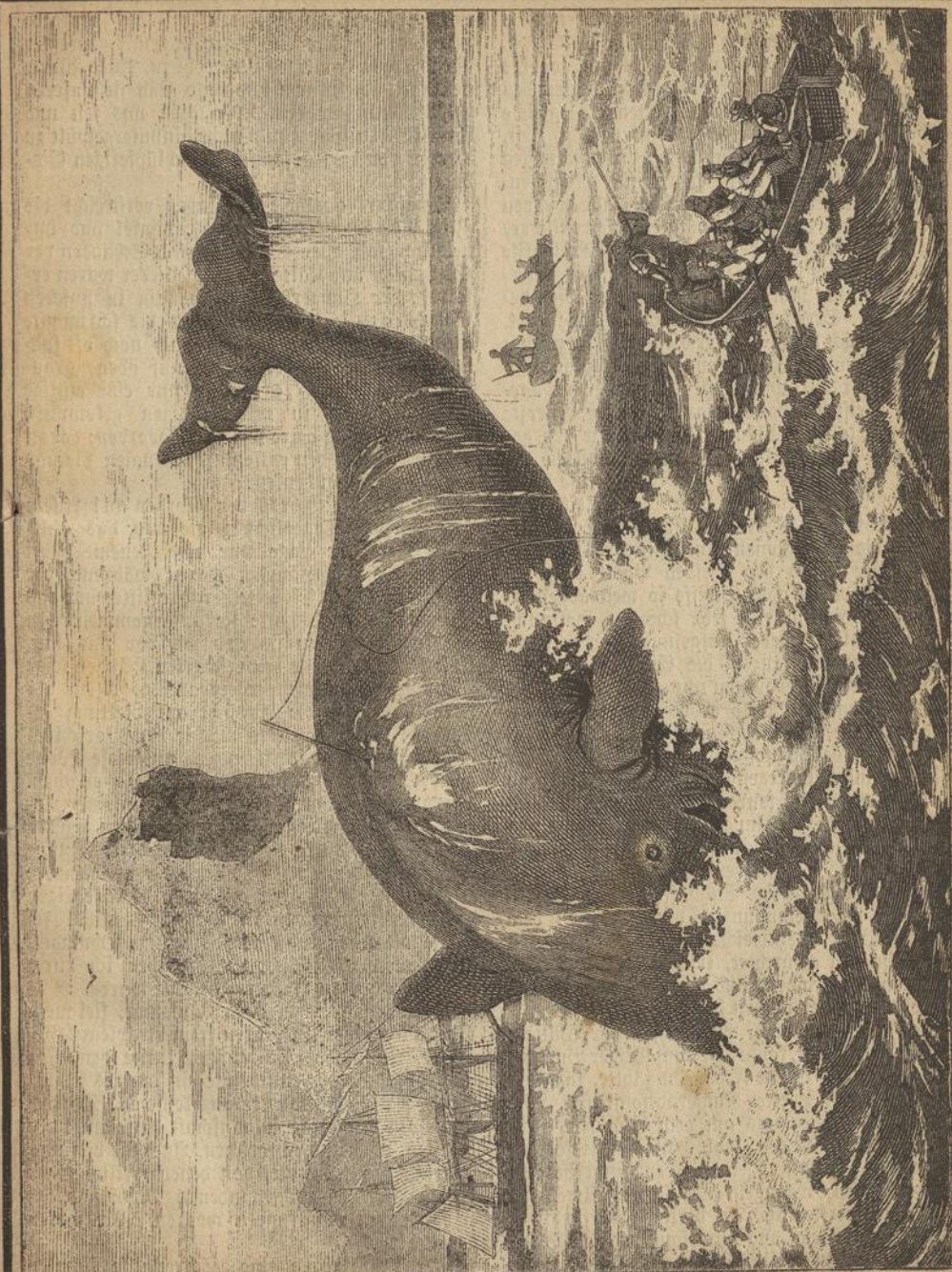
Vier volle Wochen waren wir bereits zwischen den mächtigen Eisbergen des Polarmeeres herumgekreuzt. Mißmuthig stand ein Theil der Mannschaft auf dem Verdeck des Schiffes und starrte frierend und fluchend in die winterliche Dede hinaus. Die Kälte war förmlich stechend und schneidend. Der Sturm peitschte uns zu Eis gefrorene Schneefloeden ins Gesicht und noch immer wollte das längst herbeigesehnte Ereigniß nicht eintreten, um dessen willen wir uns in die furchtbare Einsamkeit des nördlichen Eismeeres begeben hatten, dieser Wasserwüste mit den gräßlich kalten unabsehbaren Wogen und den wandernden Eisgebirgen, von denen ein einziger Riese hingereicht hätte, unser Schiff, das übrigens ein ganz stattliches Fahrzeug war, in Millionen Splitter zu zermalmen.

Da, plötzlich, tönt ein schriller Ruf vom Mastbaum herab: "Da bläst einer!" Klingt's durch die Reihen der Matrosen, und wie mit einem Zauberschlage verwandelt sich die dumpfe, erdrückende Stille in ein Bild der rührigsten Thätigkeit. Brüllend und heulend und jauchzend kommen die bisher so mißmuthigen Gesellen aus allen Winkeln hervor, springen wie wahnsinnig oder hüpfen schattengleich an den Wänden des Schiffes herab in die bereitgehaltenen Boote, und in möglichster Eile wird die Richtung nach jenem Punkte eingeschlagen, wo, ähnlich dem Sprühregen eines Springbrunnens, ein mächtiger Wasserstrahl in die Lüfte sprudelt.

Pfeilschnell, jeder Gefahr trotzend, fliegen die Boote hin über die Wogen, denn es gilt, dem tief Athem holenden Wallfisch so nahe wie möglich auf den ungeheueren Leib zu rücken. Vorn an jedem Boote steht der Harpunier, mit gespannter

Aufmerksamkeit den Bewegungen des riesigen Thieres folgend, mit dem langen widerhackigen Pfeil ausholend zum kräftigen Wurf. Plötzlich fliegt die Harpune, von seiner starken kundigen Hand geschleudert, durch die Luft, und das donnernde Hurrahgeschrei der Matrosen verräth, daß der Wurf gelungen und die spitze Eisenmasse tief in das dicke Fleisch des Unthieres gedrungen ist. Seinen ungeheueren Kopf emporzuschleudern und den mächtigen Körper zum gewaltigen Bogen krümmend, schießt der Wallfisch hinab in die Tiefe, und gleichzeitig rollt sich in rasender Geschwindigkeit das Seil, die Tauleine, ab, woran die Harpune befestigt ist.

Dazumal war ich ein junger, kaum zwanzigjähriger Bursche und kürzlich erst zum Matrosen befördert, hatte demnach schon manche Seereise gemacht, war jedoch nie über die Grenzen der gemäßigten Zone hinausgekommen. Es war das erste Mal, daß ich einer Wallfischjagd beiwohnte, und das Herz pochte mir nicht wenig, als ich gewahrte, wie das zusammengerollte Seil sich schlängelig, pfeilschnell und mit unheimlichem Zischen abwickelte und Jeder die größte Vorsicht anwenden mußte, um nicht in den Bereich des verderblichen Werkzeugs zu gerathen. Dennoch sollte ein Unglück geschehen. John Blower, ein bewährter Seemann, hatte, während des Abgleitens des Tanes, die Rolle mit Wasser zu begießen, um zu verhindern, daß dieselbe durch die furchtbare Schnelligkeit der Reibung in Brand gerathe. Das Abwickeln des Seiles wurde jedoch plötzlich unterbrochen. Der Wallfisch mußte bereits in einer bedeutenden Tiefe angelangt sein und hielt nun inne in seinem raschen Sturze. Jedenfalls war der Augenblick nicht mehr ferne, wo er an die Luft kommen und von Neuem Athem schöpfen mußte. Unser alter John will sich natürlich auch einen Augenblick verschauen, und an keine Gefahr denkend, setzt er, im Begriff auf die andere Seite des Bootes zu gehen, den rechten Fuß in die Mitte des ruhig auf dem Boden liegenden Taurestes. In demselben verhängnißvollen Augenblick aber beginnt der pfeilschnelle Sturz in die Meerestiefe wieder, und im rasenden Schusse braust auch das Seil über Bord und durchschneidet, wie ein haarscharfes Messer, das rechte Bein des Unglücklichen dicht über dem Knie. Der arme John Blower schreit auf, wankt und stürzt ohnmächtig in das eiskalte Wasser. Er ist verloren! Ehe man daran denken kann, ihm helfend beizuspringen, sind seine Glieder erstarrt, ist er versunken in dem tiefen Fluthengrab, und ein Hügel wölbt sich darüber, glänzender, größer und majestätischer wie jemals der berühmteste



Erinnerungen eines Wallfischjägers.

Baumeister einen solchen auf dem Erdengrade eines großen Todten hat entstehen lassen.

In so bedeutungsvollen Augenblicken, wo die geringste Unaufmerksamkeit und Achtlosigkeit des Einzelnen für alle seine Gefährten eine gleiche Gefahr herbeiführen kann, hat man nicht Zeit, sich in lange Betrachtungen und Aeußerungen des Bedauerns über den Verlust eines Menschenlebens zu ergehen, und in diesem Falle wurden wir überdies durch eine ungleich schrecklichere Wahrnehmung von dem entsetzlichen Ereignisse abgelenkt. Der verwundete Wallfisch schoß nämlich mit einem Mal, statt in senkrechter, eine beträchtliche Strecke in wagerechter Linie fort. Das obgleich lange Seil erwies sich als zu kurz für die bedeutende Entfernung und plötzlich ward unser Boot mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts gerissen. Zwar sprangen einige beherzte und entschlossene Männer sogleich mit den gezückten Messern hinzu und durchschnitten die Leine. Bis hierher jedoch war bereits eine halbe Minute verstrichen, und diese kurze Zeit hatte hingereicht, das Boot nahe an drei Seemeilen weit in die Eisregionen hineinzuziehen. Sonach hatten wir keines der übrigen Boote mehr in Sicht und waren vom Schiffe so weit abgekommen, daß wir nur eine sehr schwache Hoffnung hegen konnten, wieder aufgefunden zu werden. Um uns herum tanzten die Eisberge und gespenstige Nebel verhüllten uns jede, auch die geringste Fernsicht. Bald erhob sich ein Sturm und jagte die Eisgebirgszüge in immer mehr zunehmender Geschwindigkeit an uns vorüber. Da wir auch mit Schneegestöber und widrigem Wind zu kämpfen hatten, wurde es in kurzem unmöglich eine bestimmte Richtung inne zu halten, und wir sahen allen Schrecknissen des Verlassenseins, der Kälte und des Hungers entgegen. Da braust plötzlich eine gewaltige Eismasse heran. Vergeblich sind die Bemühungen der Ruderer, dem riesigen Block auszuweichen. Was Jeder längst im Geheimen gefürchtet, tritt endlich ein. Ein donnerndes Krachen, und . . . das Boot weicht zerplittert unter unsern Füßen!

Ich sehe heute noch, wie ein gewisser William Tobby, ein junger, kaum achtzehnjähriger Bursche, der zu meinen besten Freunden zählte, langsam untersinkt. Ein zweiter Kamerad folgt ihm. Wir Andere klammern uns auf dem Eise fest, sechzehn Mann stark an Zahl. Langsam treibt die gewaltige Eismasse weiter, aber kaum ist eine Viertelstunde vergangen, so wälzt sich allmählich, aber unwiderstehlich, ein breiter scharfgratiger Eisklumpen heran und durchschneidet den Block, auf dem wir uns befinden, in zwei Theile. Sechs

meiner Gefährten befinden sich auf der abgetrennten Hälfte und rufen uns mit gepreßter Stimme ein trauriges Lebewohl zu. Ihre Worte verhallen im Sturm und bald sind sie unseren Blicken entschwunden. Wir legen uns fest und flach auf den Bauch, um nicht hinuntergespült zu werden von dem abschüssigen, schlüpferigen Eisboden.

Langsam, qualvoll langsam, verstreicht die Zeit. Die Nacht zieht herauf, dunkel und unheimlich, mit allen Schrecken und Schauern der Einsamkeit und Kälte. Unsere Glieder waren erstarrt; der Hunger wühlte mächtig in unseren Eingeweiden. Diese Nacht war die schlimmste meines Lebens, und doch habe ich noch oft später Tage und Nächte verlebt auf öden, grauigen Eisschollen. Ja! wenn nur eine einzige Minute Schlaf in meine Augen gekommen, meine Hoffnung wäre neu belebt worden; daran aber war unter den entsetzlichen Qualen die uns folterten nicht zu denken!

Endlich, endlich brach der Morgen an! Allein das schwache Tageslicht zeigte uns das Entsetzliche unserer Lage nur von Neuem. Zwei meiner Leidensgefährten waren während der Nacht von ihrem Eisbette herabgeglitten und das kalte nasse Grab hatte sie aufgenommen. In düsterem Schweigen starrten wir vor uns hin. Unser Athem konnte den erstarrten Händen keine Spur von Wärme mehr einhauchen. Mehr als zweifelhaft war die Aussicht auf Rettung geworden! Einer von uns machte den Vorschlag, in das Wasser zu springen und auf diese Weise allen Qualen ein schnelles Ende zu machen. Warum aber zögerten wir, diesen in seiner Art doch so vernünftigen Plan ins Werk zu setzen? Tauchte vielleicht in tiefster Seele der entsetzliche Gedanke auf, wie bald Einer oder der Andere erliegen mußte und sein Leichnam den Uebrigen das Leben fristen konnte? Ich weiß es nicht! Ich fühlte wie allmählich eine wohlthätige Dymnast meine Sinne beschlich, aus welcher ich durch einen donnernden Jubelruf geweckt wurde.

Wieder zum Bewußtsein gekommen, fiel mein Blick auf meiner Gefährten freudestrahlende Gesichter. Alle hatten sich auf die Kniee geworfen und ihren Seelen entströmte ein inniges Dankgebet. Das Schiff war herangekommen! Die auf demselben befindliche Mannschaft hatte nicht abgelassen, nach uns zu forschen. Auch die von uns getrennten sechs Leute, von denen freilich einer nachträglich den ausgestandenen Mühseligkeiten erlag, waren aufgefunden worden. Wir waren gerettet! — —

Derlei Gefahren und Schrecknisse könnten

wohl geeignet sein, Manchen von diesem gefährlichen Berufe abzuhalten. Allein just das Gegenteil ist der Fall. An dem auf den ersten Blick so reizlos erscheinenden aber riesenhafte Kampfe mit der Wuth des Eismeeres und seinen gewaltigen Bergen liegt eine verlockende Zaubermacht, welcher der ächte Wallfischfänger nicht zu widerstehen vermag.

Auch mich hat jene Unglücksnacht nicht bewogen, Abschied zu sagen dem gefahrdrohenden, schreckendollen Berufe, und manche Jagd auf des Meeres riesige Ungeheuer habe ich seitdem mitgemacht, manchen spitzen Speer in ihre unförmlichen Fleischmassen geschleudert. Von meinen vielfachen Abenteuern will ich noch einige hier erzählen.

Ich stand in einem der vordersten Boote und war der erste gewesen, welcher dem prächtigen Grönland-Wallfisch, der sich in unserer Nähe hatte blicken lassen, eine Harpune oder Wurfspieß zugeschleudert hatte. Demzufolge hielten die Leute in meinem Boote jubelnd die Flagge auf, um dadurch dem in einiger Entfernung ankommenden Schiffe meine Heldenthat zu verkünden. Aber noch eine zweite Flagge war nothwendig, um den Kapitän zu benachrichtigen, daß wir zugleich mehrerer Hülfboote bedurften. Solche Zeichen werden auf dem Schiffe mit leidenschaftlicher Hast beantwortet. Der eissigen Kälte nicht achtend, sprangen die Matrosen herab in die Boote, ohne sich einmal gehörig anzukleiden. Die gefährvolle Arbeit gewährt ihnen so großes Vergnügen, daß sie alles Andere darüber vergessen und oft erst nach wenigen Stunden dazukommen, sich ordentlich anzuziehen.

Also trafen die gewünschten Boote bald ein und in der gespanntesten Erwartung sahen wir Alle dem Wiederauftauchen des verwundeten Wallfisches entgegen. Er hatte eine ungeheure Menge Taulleine abgehaspelt und mußte unserer Berechnung nach in eine Tiefe von sechshundert Klaftern hinabgestürzt sein. Den Wasserdruck von nahezu anderthalb Millionen Centnern vermochte das Ungethüm jedoch nicht zu ertragen, und so dauerte es nur kurze Zeit, bis es wieder emporstiehlte. Zum Unglück aber geschah dies unter einem der Boote, das sogleich von dem gewaltigen Anprall mit seiner ganzen Besatzung hoch in die Luft geschleudert wurde.

Während einige von den anderen Booten den in das Meer sinkenden Matrosen zu Hülfe eilten, rückten wir Uebrigen dem Wallfisch dicht auf den Leib und bearbeiteten ihn unausgesetzt mit unseren Lanzen. Das verwundete Seeungethüm schüttelte den Schweif mit der ganzen furchtbaren

Kraft, die der Tobekampf ihm erpreßte, und nie, selbst beim stärksten Orkan nicht, habe ich das Meer gefährlicher und brandender gesehen als hier. Nußschalen gleich schaukelten unsere Boote dazwischen, und große Geisteskraft und Geschicklichkeit war vonnöthen, um dieselben vor den Schlägen der Wogen, sowie vor denen des wüthenden Ungeheuers zu schützen.

Trotzdem gelang's dem Wallfisch, die Harpune, welche in seinem Fleische steckte, locker zu schütteln, und es konnte blos noch wenige Minuten währen, so ging uns, wenn nicht rechtzeitig eine zweite Harpune geschickt geschleudert wurde, unsere Beute wieder verloren. In dieser mißlichen Lage entschloß ich mich kurz. Hurtig springe ich aus dem Boote auf das lebende Ungethüm, das sich eben einem ruhigen Augenblicke überläßt, ziehe mein Taschenmesser, schneide die Harpune los und schleudre sie auf's Neue tief hinein in die riesige Speckmasse. Von meinem Herauspringen aus dem Boote bis zu diesem Momente war kaum eine halbe Minute verflossen. Ehe das Thier auf's Neue untertauchte, war ich bereits wieder in meinem Fahrzeuge.

Bald nachher nahete sich der gefährliche Kampf seinem Ende. Als das Meer und das Eis rings umher sich mit Blut zu färben begannen, welches der auf den Tod verwundete Wallfisch statt Athem und Wasser in die Höhe spritzte, als die Oberfläche des Meeres sich stellenweise mit Del und Fett bedeckte, wußten wir, daß jetzt des Ungeheuers letzter Tobekampf beginnen werde, vor welchem Alles in gebührender Entfernung sich zurückziehen muß. Die letzte Stufe zum Tode hat bei diesem Meeresriesen etwas Grauenhaftes. Der gewaltige Schweif fliegt hoch in die Luft und peitscht das weit umherspritzende Wasser dermaßen, daß es, scharfen, prickelnden Steinen gleich, Jeden verwundet, der von dem spitzen und schneidenden Hagel betroffen wird, und in gewaltigen wirren Wasserfällen schießt das Meer durcheinander. Endlich liegt die ungeheure Masse bewegungslos, ein aufsehnliches Kapital, vor den Augen der Matrosen, die nach so vielen Anstrengungen, so viel Muth und Kraft und Tobeverachtung, einem wilden Siegesjubel sich überlassen und ihr Entzücken durch donnerndes Hurrahrufen und Schwanken der Flaggen nach allen Seiten hin verkünden!

Allein die Strapazen und Gefahren sind damit noch nicht beendet. Vor allen Dingen kommt's nun darauf an, den todtten Wallfisch zu flenschen, d. h. ihm den Thran speck abzuschneiden. Fünf oder sechs bemannte Boote ziehen ihn neben das Schiff, und nachdem die Leute ihre Fußsohlen

mit spitzen Hufen und Haken bewaffnet haben, um auf dem schlüpfrigen Leichnam festen Stand zu fassen und nicht auszugleiten, beginnt erst die eigentliche Herkulesarbeit. In großen Streifen bis zu fünfzehn Centnern, oft noch darüber, wird der Speck abgehauen und vermitteltst mechanischem Räderwerks in das Schiff gezogen. Auch diese Arbeit ist nicht ohne Gefahr, namentlich bei unruhigem Meer oder im Sturm. Einmal wurde ich bei solcher Gelegenheit durch eine überschlagenende Welle mit fortgerissen und entging nur dadurch der Gefahr des Ertrinkens, daß mir ein Kamerad, der den Vorgang mit angesehen, ein Tau zuwarf.

Ein andermal sah ich, wie ein Matrose in den Rachen des eben bereits entblößten Kopfes tief hinabfand und ohne Erbarmen zu Grunde gegangen wäre, hätte man nicht schnell die geeigneten Mittel gefunden, ihm zu helfen.

Besondere Geschicklichkeit erfordert das Ausreißen der Fischbeine, jene senfenartigen dichten Reihen von Knochen, welche beim Walfisch die Stelle der Zähne vertreten. Auch das Umwenden des riesigen Leichnams, nachdem die eine Seite abgestreift worden, erheischt ungemeine Geschicklichkeit, Aufmerksamkeit und das Aufgebot aller Kräfte, weil es überaus schwierig ist, das Gleichgewicht in der Lage des unten gestensten und daher leichter gewordenen Körpers zu erhalten. Gar oft bin ich Zeuge gewesen, wie eine herandrängende Welle oder ein reißenbes Tauende die gewaltige Masse wieder umschlagen und alle mit dem Flensen beschäftigten Matrosen ins Meer gleiten ließ, was eben nicht als angenehmes Erfrischungsbad mag anempfohlen werden. Der Bote wenigstens würde sich schönstens dafür bedanken.

Ein Stücklein aus Mariakirch.

In früheren Zeiten reiste der Bote gern und oft nach Mariakirch, der freundlichen, gewerbsleißigen Gebirgsstadt im schönen mattenreichen Leberthal, durch welches der Leberbach lustig und murmelnd über Felsgestein und Kiesel dahinplätschert, der Schlettstadter Ebene zu. Dem Boten war's immer wohl und gemüthlich inmitten dieser von hohen, waldigen Bergen umschlossenen Stadt und ihren schlichten, hieberten und gastfreundlichen Bewohnern, unter denen er gute und wackere Freunde von altem Schrot und Korn zählte. Ein herzliches bürgerliches Familienleben herrschte von jeher in Mariakirch und ist auch wohl heute noch nicht erstorben. In nicht allzugroßer Entfernung von der Stadt, auf halber Bergeshöhe, liegen gar malerisch zerstreute

Meierhöfe, von Feld und Wiesen und Wald umgeben, zu denen oft, in der schönen Jahreszeit, ganze Familien, Vater und Mutter und Kinder, an freien Tagen in der Morgenfrühe pilgerten, Speise und Trank mitnahmen, in Gottes herrlicher Natur sich freuten und spielten und Abends dann, nach einem guten fetten Milchkafee, vergnügt wieder hinabstiegen in ihre Wohnungen und der Ruhe genossen nach einem freudevollen Tage.

Nach dieser etwas langen Einleitung, welche jedoch zum bessern Verständniß dessen, was nun folgen soll, nöthig war, will der Bote seinen lieben Lesern ein nettes Stücklein aufzischen, das er einst in Mariakirch erzählen hörte. Es ist freilich schon etwas Altes, aber doch wenig Bekanntes, und stammt so ungefähr aus dem Anfang unseres Jahrhundert's, als noch der ehrwürdige greise Pfarrer Mäder an der reformirten Gemeinde zu Mariakirch das Seelsorgeramt mit Eifer und Treue verwaltete.

Der schöne blüthenreiche Maimonat, der Lenzmonat, wie die Dichter sagen, war herangebrochen und gute und liebevolle Eltern hatten ihren Kindern versprochen, daß sie nächsten Donnerstag, da sie nicht in die Schule müßten, mit ihnen einen Ausflug machen würden nach dem oder jenem Meierhofe.

War das ein Jubel! Die Kinder freuten sich herzlich auf diesen Donnerstag und konnten ihn kaum erwarten. Allein, o weh! schon am Mittwoch Abend wurde das Wetter trübe und am Donnerstag Morgen sah's gar regnerisch aus und dicke Wolken, die nichts Gutes prophezeiten, lagerten sich regendrohend um die Bergspitzen, also daß der Vater mit schwerem Herzen erklären mußte: „Heute, Kinder, können wir unmöglich fortgehen, denn wir bekommen ganz sicher einen Regentag; es wäre höchst unklug!“ Da gab's nun Jammer und Herzeleid bei Knaben und Mädchen und die Augen füllten sich mit Thränen; die Kinder konnten gar nicht begreifen, daß ihre versprochenen Freuden heute so in's Wasser fallen sollten. Die guten Eltern fühlten den Kinderjammer mit und vermochten kaum dem jugendlichen Drängen zum Abmarsche zu widerstehen. Um etwas Trost und Hoffnung einzusößen, sagte der Vater: „Na, wißt ihr was, Kinder, ich will hinabgehn in meine Schreibstube und den Wetterpropheten zu Rath ziehen; wenn d'r Barremäter nuff geht, ze können m'r abtrage, denn's gitt dnoh nit viel Reeeje!“

Der Vater ging fort um nach dem Barometer zu schauen und mit sehnsüchtigen Blicken standen die Kinder am Fenster und schauten verlangend

hinaus. Da kam eben der liebe alte Pfarrer Mäder langsamen Schrittes am Hause vorüber, um einen Krankenbesuch im höher gelegenen Theile der Stadt zu machen. Als das jüngste der Kinder, der achtjährige Fritz, den ihm wohlbekannten Geistlichen die Straße langsam hinaufschreiten sieht, nimmt er's für ein Zeichen von gutem Wetter, schießt zur Stube hinaus, schnell wie der Blitz, rennt hinunter in das Arbeitszimmer und ruft jubelnd: „Babbe, Babbe, m'r könne surrt! Dr' Pfarrer Mäder isch nuffg'gange!“

Beichtes und erprobtes Mittel zur Vertilgung der Wespen.

(Freundesgabe aus Lothringen.)

Befindet sich ein Wespennezt in der Erde, so stellt man ein gewöhnliches Fliegenglas mit etwas Bier darin, über das Flugloch. Alle abfliegenden Wespen, hier zu Lande sagt man „Weschple“, fliegen keck und herzhast in die ihnen gestellte Falle hinein, während die zurückkehrenden sehr bald den Weg drunter hindurch nehmen und in ihre unheimliche Wohnung einkehren. Nach Verlauf von zehn Minuten nimmt man schon das Glas weg und stellt ein anderes hin. Freilich muß nun jeder mit Vorsicht sehen, wie er die argen gelben Stecher aus dem Glase herauskriegt, ohne gestochen zu werden und ohne seinen Fang wieder entweichen zu lassen. Ist das Wetter schön, so kann man in zwei Stunden den ganzen Schwarm abfangen, wird dann aber klug und vorsichtig handeln, wenn man den entvölkerten Wespenbau zerstört, weil täglich Zunge auschlüpfen.

Wie sich Einer zu helfen wußte.

(Freundesgabe aus Lothringen.)

Kommt ein schlichter Bauersmann in eine Samenhandlung in der Stadt und begehrt für zwanzig Pfennige Kürbiserne zum Sezen, aber von den allergrößten, sagt er. Der Händler bereitet kunstgerecht das Päckchen; schreibt, wie's gebräuchlich ist, darauf: „Zentner-Kürbis“, und händigt dem Kunden seine Waare ein. Dieser bezahlt und will eben zum Baden hinausgehen. Da liest er die Aufschrift, schüttelt den Kopf, kehrt wieder um und sagt: „Ja, das ist nicht richtig, guter Freund, von denen will ich keine, denn sie werden nur einen Zentner schwer! Hab gehört, daß man in Paris Kürbisse von zwei Zentner hat; von denen möcht ich auch haben.“ — „D, da kann leicht geholfen werden“, meint der Samenhändler, nimmt das Päckchen zurück und schreibt das Wörtlein „Zwei“ vor „Zentner.“

„So, jetzt ist's recht, solche will ich haben!“ sagt der nun befriedigte Bauersmann, als er die geschehene Veränderung der Aufschrift gelesen, steckt seinen Einkauf ein und geht vergnügt davon. Ob's aber Kürbisse von zwei Zentner gegeben, hat der Bote bis jetzt noch nicht erfahren können.

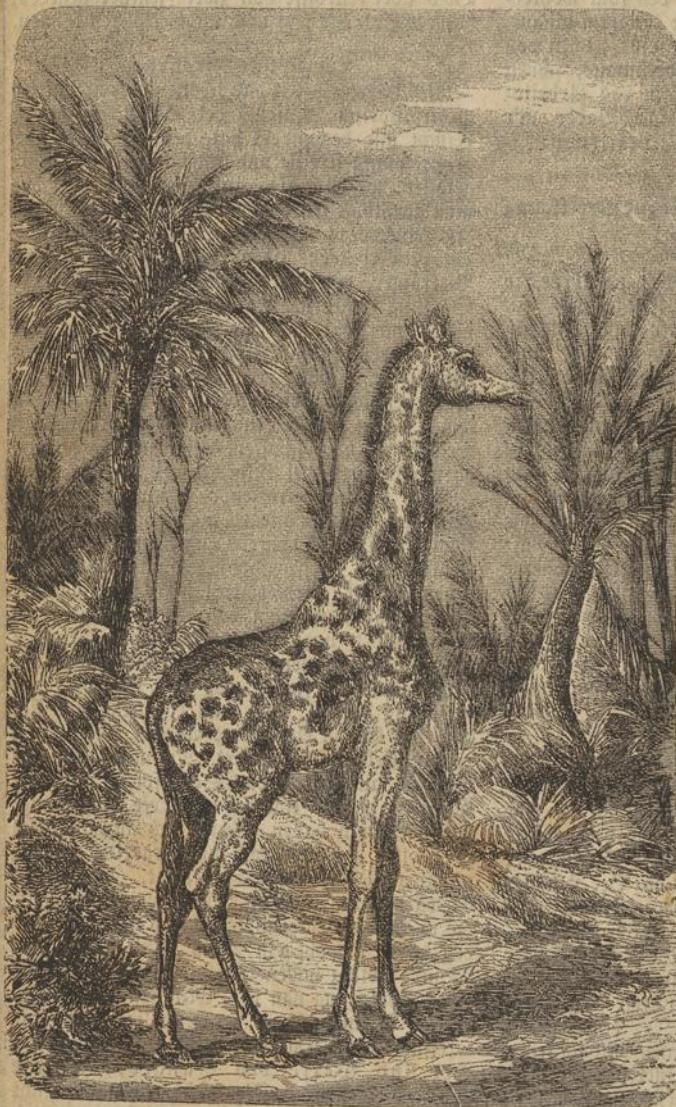
Löwen und Giraffen.

Wer in letzter Zeit das schöne und reichhaltige naturhistorische Museum der Stadt Straßburg besucht und bewundert hat, dem ist gewiß das große, buntgestreifte und langhalsige Thier aufgefallen, wegen dessen außergewöhnliche Höhe man genöthigt war, eine Oeffnung in der Decke des keineswegs niedrigen Saales anzubringen, um dem riesigen, aber durchaus nicht wilden Vierfüßler, der Giraffe, die gehörige natürliche Stellung zu geben. Da das Leben und Treiben dieses merkwürdigen Thieres dem einen oder dem andern Kalenderleser noch wenig bekannt sein dürfte, so will der Bote Folgendes aus der Naturgeschichte abschreiben, in der Hoffnung seinen lieben Lesern, Jung und Alt, Freude und Belehrung zu verschaffen. Also, zur Sache, und obendrein noch zwei Silber in den Kauf!

Eine Herde Giraffen, — nur selten trifft man diese Thiere anders als in größeren oder kleineren Trupps, da sie ungemein die Gesellschaft lieben, — gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick. Von weitem schon sieht man die langen Hälse, ehe man von ihrem Körper eine Spur findet, und dann verschwinden dieselben wieder plötzlich, wenn die Thiere sich bücken, um ihre Nahrung zu suchen. So wird man oft lange nicht klug daraus, wen man eigentlich vor sich hat, bis Einem eine kleine Anhöhe freiere und vollere Uebersicht gewährt. Nunmehr aber ändert sich auf einmal das Schauspiel, denn die Giraffen, welche eine sehr scharfe Witterung, feinen Geruch haben, richten sich augenblicklich zur vollen Höhe empor, und ergreifen in der nächsten Minute schon die Flucht. Jetzt geht's vorwärts, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die in keinem Falle unbeträchtlich genannt werden darf, obwohl ein gutes Pferd kaum eine Stunde nöthig haben dürfte, eine Giraffe, die einen Vorsprung von fünf Minuten hat, einzuholen. Allein nicht in der Eile liegt das Interessante jenes Dahinfliehens, sondern in der Art und Weise des Ganges, den die Giraffen haben. Sie springen nämlich nicht wie die Hirsche oder Antilopen. Hirschziehen, und ebensowenig hat ihre Bewegung Aehnlichkeit mit der eines Pferdes, das im Galopp dahinflaucht. Ihr Gang ist vielmehr ein ganz eigenthümlicher

und kann mit nichts besser verglichen werden, als mit einer großen Kinderwiege, oder, noch treffender, mit einem mächtigen Schaukelperde, einem „Gumpf“, wie man im

nißmäßig lange und bis zum Kopfe hinauf immer spitzer und schmaler werdende Nacken und Hals der Bewegung des Leibes im Takte folgt, während der hoch aufgerichtete, in einen starken Büschel



Haar enbende Schweif, ganz daselbe Tempo einhält, wie der Hals. So sieht man jetzt nichts, als hochaufgerichtete, nach rückwärts geschlagene Hälse und Köpfe, im nächsten Augenblick aber sind diese verschwunden und man erblickt nur stramme Schweife mit dicken Haarbüscheln an der Spitze. Gewiß ein Anblick, der nicht leicht mit einem andern verglichen werden kann!

Die Giraffe ist kein muthiges, noch weniger aber ein auf Kampf und Raub ausgehendes Thier, obwohl sie kräftige Glieder hat und unter die größeren Thiergattungen gehört. Im Gegentheil, sie zittert und bebzt wie Espenlaub, sobald sie nur ein Raubthier oder auch nur einen ihr überlegenen Vierfüßler wittert. Als Hauptfeinde betrachtet sie den Elephanten und den Löwen, nicht minder aber auch den Jaguar und alle dem Raubgeschlechte angehörigen wilden Thiere. Den gras- und fruchtessenden Elephanten hätte die Giraffe eigentlich nicht zu fürchten, allein wenn sie in großen Heerden Abends die Flüsse und Seen besucht, ihren Durst zu stillen, so wirft sie augenblicklich ihren Hals empor und lauscht, ob sie nicht den schweren Trittschritt des herannahenden Elephanten vernehme. Jetzt fängt sie an zu zittern, denn sie hat den Trompetenton seines Rüssels gehört, und nun, da sie

Elfaß sagt, das von einem lustigen Knaben kräftig in Bewegung gesetzt wird. Das Merkwürdigste dabei ist aber, daß sich nicht bloß der Leib der Giraffe wiegt, sondern daß der unverhält-

merkt, daß er demselben Orte zuschreitet, an dem sie sich befindet, entfernt sie sich über Hals und Kopf, und wäre der Gefürchtete auch noch eine viertel- oder gar halbe Stunde weit von

ih. Vielleicht ist ihr Durst groß und kaum zu ertragen, allein unter keinen Umständen naht sie sich dem Wasser wieder, als bis der Elefant sich weit weg entfernt hat. So sehr hat die Giraffe Angst und Respekt vor dem gewaltigen Rüsselträger! Nicht selten aber ist eben diese ungewöhnliche, aus allzu großer Furchtsamkeit entspringende Vorsicht ihr Unglück und sicherer Tod.

letzteres auch für die Eingeborenen Afrika's ein wahrer Leckerbissen ist. Somit macht der Löwe, dieser König des Thierreichs, nur allzu gern Jagd auf die Giraffe und lagert sich Abends oft in der Nähe der Quellen und Teiche, von denen er weiß, daß sie von Elephanten und Langhalsigen zugleich besucht werden. Sobald nun aber die letzteren, die Giraffen nämlich, vor den



Der Giraffe größter Feind ist nämlich der Löwe, welcher zwar keinen besondern Genuß an ihrem Fleische hat, das rauh und zäh wird, sobald das Thier über zwei Jahre alt ist, und kaum genossen werden kann, wenn es nicht zuvor mehrere Tage im Salzwasser gelegen, dagegen aber desto mehr ein Gelüste hat für das Blut und das fastige Mark ihrer Knochen, welsch

ersteren fliehen, so stürzt der Löwe brüllend hervor aus seinem Hinterhalt und bringt durch seine plötzliche Erscheinung einen solch' jähen Schreck unter die furchtsamen Thiere, daß dieselben alle Besinnung verlieren und fortjagen ohne zu wissen wohin, „was giß de, was heßch de!“ Meist sogar kommt es vor, daß die eine oder die andere Giraffe in ihrer blinden Angst

sich von dem Haupttrudel trennt und, statt das Weite zu suchen, dem Feinde geradezu in den Rücken eilt. Sie ist dann jedenfalls ganz verloren!

Man weiß übrigens aus früheren Schilderungen, daß der Löwe selten allein jagt. Meistens ist er paarweise zusammen, oft auch in kleinen Gruppen von Vierern, Fünfen oder Sechsen. Und alle diese nun, so viel ihrer sind, stürzen zumal auf die Eine Giraffe, die von ihrer Gesellschaft sich verloren hat, gierig los und packen die Wehrlose, der erste vorn am Halse, der zweite an der Brust, der dritte an der Seite, der vierte am Hinterbein, kurzum, wo sie die Flüchtige erwischen können, zum besten Beweise, daß in dem Löwen keineswegs der Stolz und der Ekelmuth wohnt, der ihm in früheren Zeiten, als sein Naturell nicht so genau bekannt war, wie jetzt, zugeschrieben wurde. Ein Löwe wird Herr über sechs Giraffen; muß es also nicht als Zeichen des Mangels aller Großmuth, ja sogar geradezu als feige Rohheit ausgelegt werden, wenn sechs Löwen über Eine Giraffe herfallen? Sicherlich ist ein solcher Angriff kein rühmlicher Kampf mehr, sondern nur ein gemeines mörderisches Zerreißen und Zerfleischen! Der hier abgebildete Löwe hat's zwar nicht mit einer Giraffe zu thun, sondern mit einem grimmigen Schakal, oder Goldwolf, an dessen zaghafter und erschrockener Stellung man wohl merkt, daß Tobesangst ihn befallen, obgleich er dem auf ihn sich stürzenden Leuen brüllend den Rücken entgegenstreckt!

Die Heimath der Giraffe ist da, wo auch die Hauptheimath des Löwen und des Elephanten ist, nämlich im mittleren Afrika; doch kommt dieselbe schon gleich hinter dem Orange- oder Gariepflusse, also bloß eine oder zwei Tagereisen nach den letzten holländischen Niederlassungen, vor. Am See Ngami, am Zambesestrome, am Zaire und am Nyassi aber weidet die Giraffe zu Hunderten und Tausenden.

So, dies wäre der Aufsatz, den der Vöte in der Naturgeschichte über die Giraffe gefunden und abgeschrieben hat. Nun möge der Prosa noch etwas Poesie folgen zum Schlusse. Dem herrlichen Gedichte von Ferdinaud Freiligrath, „Löwenritt“ betitelt, sollen etliche Verse entlehnt werden. Das Gedicht handelt nämlich eben von einem Löwen, der sich auf eine Giraffe geschwungen hat. Das geängstigte, zur Beute ausersehene Thier, jagt mit seinem gefährlichen, mordgierigen Reiter in wilder Hast davon, bis es am Ende kraftlos zusammenbricht. Hier nun ein Auszug aus dem poetischen Meisterstück:

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkraale,¹⁾

Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale

Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroo,²⁾

Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:³⁾

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,

Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe

Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,

Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken

Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabraden

In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,

Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genicks schlägt er gierig seine Zähne;

Um den Bug des Riesensperdes weht des Reiters gelbe Mähne.

Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt:

Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbefrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!

Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen

An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,

Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin, und röchelt leise.

Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.

Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen; —

So durchsprengt der Thiere König nächtllich seines Reiches Grenzen.

¹⁾ Kraal, Dorf.

²⁾ Steppe. Die beiden oo werden wie ein u ausgesprochen.

³⁾ Südafrikanische Antilope oder Gazelle.

Ueber den Gebrauch von farbigen Brillen.

Viele Personen, welche schwache Augen haben, tragen farbige Brillen, wo dieselben geradezu schädlich sind. In keinem Falle sollte man an trübten Tagen, in der Abenddämmerung und bei mildem künstlichem Lichte gefärbter Brillengläser sich bedienen, weil dadurch die Augen so empfindlich und reizbar werden, daß sie keine stärkere Beleuchtung mehr ertragen können. Gefärbte Brillen sind nützlich, um das Auge gegen den Widerschein des auf Schnee fallenden Sonnenlichts zu schützen. Personen, die von Augenzündung genesen, können ebenfalls solche tragen, sollten sie aber, sobald als möglich, wieder ablegen. Es wäre rathsam das Auge daran zu gewöhnen, wenn es nicht auf blendende Gegenstände, wie Schnee, Wasserflächen, weiße Gebäude u. s. w. fällt. Leute mit sehr empfindlichen Augen können sich auch beim Lesen und Schreiben schwach gefärbter Gläser bedienen, aber ja keine Gewohnheit daraus machen, weil sonst das Auge gegen die Luftindrücke immer empfindlicher wird. Grüne Gläser sind, nach vielen Beobachtungen, dem Auge schädlich. Wer gefärbte Brillen braucht, der trage solche mit bläulichen Gläsern. Es dürfen aber keine kupferblauen sein, auch keine rauchigen und trübten, wie sie in Paris und London gefertigt werden, sondern kobaltblaue.

Obgleich sich der Vöte, bis jetzt, noch keiner gefärbten Brille bedient hat, was vielleicht nicht alle seiner lieben Leser und Leserinnen sagen können, so hielt er's doch für nützlich und gerathen, vorstehende Warnung und gutgemeinten Rath eines Augenarztes zu Nutz und Frommen in den Kalender einzurücken.

Stilles Elternglück.

Die Mutter sitzt und wieget

Das erste Töchterlein,

Der Vater steht und bieget

Sich drüber sanft und fein.

Er will das Kind nicht wecken,

Die Bäcklein glüh'n so schön,

Er will die Mutter necken

Und kann nicht widerstehn.

Er neigt sich zu dem Kinde

Und gibt ihm einen Kuß;

Die Mutter rührt geschwinde

Die Wiege mit dem Fuß.

Sie will den Vater schmähen,

Da wird das Mädchen wach

Und lächelt — ach, erzählen

Kann Niemand so was nach!

Der rauchgerige Bär.

(Mit einer Abbildung.)

Ein vielgereister Mann, der noch weiter in der Welt herumgekommen ist als der Vöte, dem doch gewiß Niemand nachsagen kann, er sei ein Stubenhocker, hat einmal, es mögen so fünfzehn bis zwanzig Jahre her sein, folgende merkwürdige Geschichte im Kreise guter Freunde erzählt. Da der Erzähler vermuthlich nichts dagegen einzuwenden haben wird, theilt hier der Vöte dessen bestandenes Abenteuer seinen lieben Lesern mit und gebentk dasselbe noch anschaulicher zu machen durch ein Bild. Also der Vielgereiste, Georg Wilson mit Namen, hat jetzt das Wort:

Frank Morrell war der Sohn eines reichen Zuckerpflanzers in Louisiana, einer Provinz der Vereinigten Staaten Nordamerika's, durch welche der Mississippi strömt. Wir beide, er und ich, hatten miteinander auf einem Kollegium des Landes studirt und gleichzeitig unsern Kurs mit Ehren beendet. Als er in sein Vaterhaus zurückkehrte, lud er mich dringlichst zu einem langen Besuch ein, und ich benützte die erste thunliche Gelegenheit, mir dieses Vergnügen zu machen.

Eines Abends, als ich mit Frank Morrell und einigen seiner Freunde beim Kartenspiel saß, kam ein Lieblingshausflabe mit dem Ruf in das Zimmer gerannt: „Marje Frank, die Bäre sein wieder in die Kornfeld!“

„Hurrah!“ rief Frank aufspringend und vor Lust das Taschentuch über dem Kopf schwenkend.

„Hurrah! die Bären! Sie hätten zu keiner geschickteren Zeit kommen können. Verst jetzt nur die langweiligen Karten bei Seite; wir können uns besser unterhalten. Wollt Ihr?“

„Ja, ja — natürlich — ein solcher Spaß geht über Alles!“ lauteten die aufgeregten Antworten der jungen Männer, die aus einigen Nachbarnpflanzungen hergekommen waren und ihre Büchsen mitgebracht hatten, weil sich nicht selten unterwegs die Gelegenheit darbot, einen Schuß zu thun.

„Bist du deiner Sache auch gewiß, Pete?“ fragte der junge Morrell, sich an den Schwarzen wendend.

„Sam es mir sagen, Marje Frank,“ antwortete der Neger mit einem vergnügten Grinsen, das alle seine weißen Zähne im vortheilhaftesten Lichte zeigte — „Sam von dort kommen.“

„So schicke ihn hurtig her.“

Pete eilte fort, und bald nachher trat Sam, den Hut in der Hand, mit unterthänigen Blicken in's Zimmer.

„Was ist's mit dem Bären?“ fragte sein junger Gebieter ungebuldig.

„Ja, Marse Frank, Marse Thomas mir sag, er komm um die Feld herum, wo die Korn wach, und da er sah, wie sie fraß die Korn. Dann ich geh hin, und sieh, wie sie brich ab die Kornkolb und nag und nag. Da sein sie drei, fast so groß wie die Hilfsant.“

„Du hast also drei solche Kerle gesehen, die fast so groß sind wie die Elephanten?“ versetzte Frank lachend.

„Ja, Marse, das ich thu.“

„Gut. Jetzt geh' hin und sag' dem Aufseher, er solle mir das junge Volk zusammen blasen. Ich will mir die Leute auswählen, die ich brauchen kann.“

„Darf Sam nicht auch mit, Marse Frank? Er gut springt um mit die Art!“

„Ja, du und Pete, ihr beide könnt mitgehen. Tummle dich und mach' dich fertig!“ —

„Das ist für mich eine neue Belustigung,“ sagte ich. „Bei Nacht ein Ausflug zu einer Bärenhaz.“

„Es wird einen glorreichen Spaß geben, kann ich dir sagen, lieber Georg,“ entgegnete mein Freund. „Ich weiß, er wird dir gefallen.“

„Ist keine Gefahr dabei?“

„Gerade so viel, um der Unterhaltung eine Würze zu verleihen. Du weißt wohl, daß Bären sich zuweilen wehren, wenn man ihnen hart zusetzt und darin liegt eben das Schöne; sonst könnten wir eben so gut ausziehen und ein zahmes Kalb angreifen.“

„Aber erkläre mir vorher ein wenig die Sache, damit ich weiß, wie ich mich zu verhalten habe.“

„Recht gerne. Wir haben in einiger Entfernung von dem Hause ein großes Maisfeld, das zu dieser Jahreszeit der Bärenmutter und ihrer Familie eine sehr erwünschte Speisetafel zu bieten scheint, eine bessere wenigstens, als wenn sie ihre Nahrung in den Sümpfen und den Rohrdrüchten suchen müßten. Wir schicken in den Nachmittagsstunden oft einen von unsern Regern hinaus, um nachzusehen, ob nicht der gefräßige Zottelbez einen Beutezug macht, und wenn dies, wie heute, der Fall ist, so sammeln wir unsere Streitkräfte, um unser Eigenthum gegen den Feind zu vertheidigen. Doch komm', Freund, ich höre des Aufsehers Horn erschallen. Die jungen Nigger werden bald mit den Pferden bereit sein, und ich fühle eine so lebhaftige Kampflust in mir, wie sie nur je in König Richard's Löwenherz lobern mochte. Ich habe eine gute Büchse für dich, denn ich brauche wohl kaum erst zu fragen, ob du mithalten willst?“

„Eher würde ich's für eine Strafe ansehen,

wenn ich auf Befehl zu Hause bleiben müßte,“ erwiderte ich lachend.

Die nächste halbe Stunde ging es bunt durcheinander. Die Regier riefen sich gegenseitig zu, sammelten alle Hunde der Pflanzung, fingen und sattelten die Pferde und rüsteten sich selbst mit Messern und Aexten gehörig für den Kampf. Unsere Jagdgesellschaft bestand, mit Einschluß des Aufsehers, aus sechs Weißen und sechs Schwarzen, also zwölf gutbewaffneten Männern, zu denen wohl ebenso viele Hunde von verschiedener Größe, vom Bullenbeißer bis zum Spitzer herab, kamen. Die Nacht war sternhell; da jedoch unser Weg über einen mit Schilf bewachsenen sumpfigen Strich führte, so wurde es für zweckmäßig und rathsam erachtet, einen Mann mit einer brennenden Fackel voranzugehen zu lassen, ein Dienst, welcher dem schon genannten Sam zusiel.

Nachdem endlich Alles bereit war, zogen wir jubelnd aus, die Fackel vor uns her, deren grelles rothes Licht unsern Zug eben hinreichend beleuchtete, um ihm das gespenstische Aussehen des wilden Jägers und seines phantastischen Gefolges zu verleihen.

„Weil wir uns so viele Mühe gegeben haben, recht stattlich in's Feld zu rücken,“ meinte Freund Morrell, „so werden uns hoffentlich die Bären nicht den Füssen spielen, davonzulaufen, bevor wir mit ihnen angebunden haben.“

„Wenn wir so wie Tollhäusler gegen sie anrücken, so müßten sie erzdumm sein, wenn sie's nicht thäten,“ versetzte ich lachend.

„Oho, dem Lärm will ich bald ein Ende machen,“ entgegnete Morrell. „Es schadet indeß nichts, wenn man, ehe der Tanz losgeht, den überflüssigen Dampf entweichen läßt.“

Nach Zurücklegung einer englischen Meile, ließ mein Freund mitten im Rohrdrücht Halt machen. Ich hätte gewünscht, ein Maler zu sein, um die wildromantische Gruppe auf die Leinwand besten zu können, wie wir, den klaren Sternenhimmel über uns, Schwarz und Weiß untereinander, mit unserm Rudel Hunde im röthlichen Fackellicht, von dem geheimnißvollen düstern Rohrdrücht umgeben, dastanden. Jetzt wurde eine Art Kriegsrath gehalten und für den Rest des Weges das tiefste Stillschweigen eingeschärft. Derlei Nachtjagen sind in diesen Landstrichen nichts Seltenes, und nach kurzer Besprechung kamen wir überein, daß der Angriff auf die Bestien in der gewöhnlichen Weise geschehen sollte. Diese bestand nämlich darin, daß man in aller Stille das Feld in gewissen Abständen umstellte, dann mit dem Horn das Signal gab zum Angriff und



Der rachsüchtige Bär.

müde,
 mit durch-
 schling zu-
 ngen und
 schloß mit
 Ramf.
 Größtes
 und jede
 Wimmern,
 schrie die
 Epiger
 da jedoch
 nachsehen
 für gesch-
 kann mit
 zu lassen,
 ten Sam

ogen wir
 n großes
 blenche-
 des mil-
 erfolges

n haben,
 Freund
 die Bären
 en, bevor

ste an-
 wenn sie's

ein Ende
 abet indej
 geht, den

en Weile,
 schloß halt
 er ja sein
 Leinwand
 Sternes
 unterein-
 rächtlichen
 in diesem
 wurde eine
 mit des
 geschicht.
 mo trüben
 spruchung
 die Seiten
 alle. Diese
 der Stille
 te, dann
 griff an

sofort von allen Seiten her mit möglichst lautem Geschrei gegen den Mittelpunkt stürzte, um die Bären einzuschüchtern und in Verwirrung zu bringen; wenn diese dann überallhin ihren Rückzug durch drohende Feinde abgeschnitten sahen, so stand zu erwarten, daß sie ihre Zuflucht nach den wenigen auf dem Felde zerstreuten Bäumen nähmen, von denen man sie ganz gemächlich heruntererschießen konnte. Der Fackel hatten wir uns nur bedient, bis das Kohrdröckel hinter uns war; im freien Felde wurde sie ausgelöscht und der Nest des Weges im Dunkeln zurückgelegt.

Nachdem Jedem sein Platz zum Voraus angewiesen worden, näherten wir uns behutsam und mit sorgfältigem Bedacht, daß die Hunde nicht laut gaben, einer hinter dem andern dem Maisfelde. Frank Morrell ritt voran. An dem Felde angelangt, schwenkte die eine Hälfte nach rechts, die andere nach links ab. Es währte vielleicht fünfzehn Minuten, bis Jeder seinen Stand eingenommen hatte. Dann ertönte das Horn, und Reiter und Hunde stürzten nun mit einem solchen Gejohl, Krakeel und Gekläff der Mitte zu, daß wohl ein ganzer Trupp Tiger, geschweige ein paar naschhafte Bären Reißens genommen haben würden.

Ich gesteh's aufrichtig, daß ich, an ein solches Nachtadventure nicht gewöhnt, mich durchaus nicht tummelte, um der Erste im Zentrum zu sein. Zudem war's sehr finster und der Ort mir unbekannt, und ich glaubte, mich an dem Jagdvergnügen genugsam zu betheiligen, wenn ich mir Zeit ließ meinen Gefährten nachzufolgen. Als ich sie endlich eingeholt hatte, vernahm ich eben, wie Pete und Sam aus Leibeskräften schrieten: „Da sie sein, da sie laufen die verstohlenen Bären!“

„Wo sind sie?“ fragte ich in so begeistertem Tone, als sei ich im vollen Galopp über das Feld gesprengt, um sie aufzufuchen.

„Kann sie jetzt nicht sehen, die Bären, Marse Georg,“ antwortete Pete; „sie eben die Bäume hinauf; aber sobald die faule Niggerbub hab Feuer angezündet, wir alle sie sehn deutlich.“ Und er eilte fort um den faulen jungen Feldnegern einen tüchtigen Sporn zu geben.

Nach Verlauf einiger Minuten brannten in einem weiten Kreise ein Halbduzend Feuer, und jetzt bemerkte ich zum ersten Mal in den Zweigen von vier Bäumen ebensoviele Bären, zwei davon augenscheinlich schwere alte Thiere, die beiden andern wohl herangewachsene junge, und um die Bäume her bestlen und heulten die Hunde in wahrhaft hündischer Wuth.

„Komm, Freund Georg,“ lachte Frank, der,

sobald er meiner ansichtig wurde, auf mich zugeritten kam, „wir wollen dir den ersten Schuß lassen. Du hast die Wahl; ziele gut, damit du solch einen Kerl herunterholst.“

„Zu viel Ehre,“ widerrebetete ich; „denn ich fürchte, daß ich in meiner besten Zeit nie ein ausgezeichneter Schütze gewesen bin.“

„Nimm deine Stellung und ziel auf den Kopf,“ rief Frank an, „dann kann dir's nicht fehlen!“

„Wenn ich aber trotzdem nicht gut treffe und das Thier nur anschieße?“ bemerkte ich fragend; „denn ich versichere dich, daß ich kein groß's Vertrauen zu meiner Geschicklichkeit habe.“

„Ja, wenn's so lautet, dann muß einer von uns sein Glück probiren,“ meinte Frank.

„Aber könnte das Thier nicht wüthend werden vor Schmerz und auf den Boden herunterspringen?“ fragte ich gespannt.

„In diesem Fall sind die Neger und die Hunde da,“ beruhigte mein Freund, „die es mit dem angeschossenen Bären aufnehmen.“

„So soll ich also durchaus den ersten Schuß thun?“

„Ja freilich, wir Alle sind übereingekommen, dir diese Ehre zu lassen.“

„Dann will ich's mit dem nächsten versuchen,“ sagte ich. — Dieser war zufällig das alte Männchen. Die Entfernung, in welcher ich mich befand, schien mir eben recht; auch verbreiteten die Feuer eine hinreichende Helle. Ich legte daher meine Büchse an, zielte nach dem Kopf und drückte los. In demselben Augenblick aber machte mein Pferd eine Bewegung, was zur Folge hatte, daß die Kugel dem Thiere wohl eine schwere Fleischwunde beibrachte, doch keinen lebensgefährlichen Theil verletzte. Ob der Bär durch meinen Schuß seinen Halt verlor, oder im Zorn von dem Baume heruntersprang, weiß ich nicht; ich bemerkte nur, daß er, nachdem der Pulverbampf sich verzogen hatte, unten war und sämtliche Hunde an ihm hingen. In der Meinung, diese könnten ihm genug zu schaffen machen, näherte ich mich, gleich den andern Jagdgenossen, dem Kampfplatze und sah alsbald, daß einer von den größten Hunden und zwei kleinere ausgestreckt in ihrem Blute zu Boden lagen. Dann schüttelte der Bär, als habe er seinen Angreifer erkannt, die übrigen Hunde ab und stürzte wüthend auf mich zu.

„Achtung, Georg, Achtung!“ rief Freund Morrell erschrocken; „sieh' dich vor!“ Der muthige Sam jedoch eilte flugs auf den Bären zu und führte mit seiner gewichtigen Axt einen Streich nach dessen Kopf, verfehlte aber den Schädel und hieb dem grimmigen Thiere bloß ein Ohr ab, welches dadurch noch wüthender

wurde, ohne auch nur einen Augenblick sich von mir abzuwenden; es schien entschlossen, an mir allein seine Wuth und Rache auszuüben.

„Nehmen Sie sich in Acht, Mr. Wilson; nehmen Sie sich in Acht!“ riefen warnend mehrere Stimmen.

„Flieh', Georg, fliehe schnell, oder die Bestie faßt dich!“ drängte mein bestürzter Freund.

Ich, meinerseits, hatte es nicht für nöthig erachtet, Reißaus zu nehmen, weil ich meinte, ich schwebte in keiner größeren Gefahr als die Andern. Jedoch, auf diese Weise so nachdrücklich und dringend gewarnt, ließ ich mein Pferd umwenden und gab ihm den Sporn, um aus dem Bereich des grimmigen Unthiers zu kommen. Aber es war schon zu spät! Mit einem plötzlichen Satz gelang es dem Bären, Klauen und Zähne in die Seite meines armen Rosses zu schlagen, das mit lautem Schmerzgebrüll sich bäumte, ausstieg und dann unter dem Bären, der nicht losließ, zusammenbrach. Bevor ich mich frei machen konnte, versetzte mir das Unthier einen gewaltigen Schlag mit der Tazge, also daß mein Schenkelknochen zersplitterte und die Bruchstelle ganz zerfleischt wurde. Ich schrie laut auf und fiel in Ohnmacht. In diesem jämmerlichen Zustande würde mich der raschschraubende wüthende Bär zerrissen haben ohne die Kühnheit des heldenmüthigen Pate, des opferwilligen Hausklaven, welcher sich unter eigener Lebensgefahr hart an meinen Feind heranmachte und mit seiner scharfen Axt ihm den Schädel spaltete.

Dieser unglückliche Verlauf der Dinge machte natürlich der nächtlichen Jagd ein trauriges Ende. Die anderen Bären wurden in möglichst kurzer Zeit zusammengeschossen. Man schaffte mich, den Besinnungslosen, auf einer Tragbahre nach Hause zurück. Lange blieb mein Wiederaufkommen sehr zweifelhaft und heute noch kann ich den beschädigten Fuß nicht gut brauchen. Es war meine erste und letzte Bärenjagd, die um ein Haar höchst tragisch für mich geendet hätte.

Freilich, setzt der Bote hinzu, mit wilden Bären ist nicht gut spaßen und er hat allen Respekt vor ihnen, kehrt aber trotzdem auf seiner Wanderung bisweilen in „Bären“ ein, um ein Schöpplein zu trinken zur Stärkung. Solch ein gemalter Bär, mit einem verlockenden Glas in der Tazge, ist halt nicht so gefährlich.

Treue Kameradschaft.

Ebeln Menschenfreunden hat man's zu verdanken, daß es heutzutage wohlthätige Anstalten gibt, in welchen taubstumme Kinder erzogen, unterrichtet und zu nützlichen Gliedern der

menschlichen Gesellschaft herangebildet werden, mit Geduld und Wohlwollen und Liebe. Früher war's aber nicht so, und ein Taubstummer, besonders wenn er auch noch in Armut lebte, war recht zu beklagen. Von einem solchen will nun der Bote seinen lieben Lesern etwas erzählen.

Der kleine taubstumme Georg war der Sohn armer Tagelöhner, welche frühe starben. Die heimathliche Dorfgemeinde trug nun wohl Sorge für ihn, aber diese Sorge konnte leider nicht liebevoll genannt werden. Weil's in dem kleinen Orte kein Armenhaus gab, so wurde der arme Taubstumme dem Wenigstfordernden in Pflege gegeben, die jedoch äußerst kümmerlich ausfiel. Sowohl Gemeinde als Pflegeeltern sahen den unglücklichen Knaben gleich einer unwillkommenen Last an, und er konnte doch sein Leid Niemanden klagen und sagen. Er mußte oft Hunger und Kälte und harte Behandlung erdulden, ohne daß Jemand nur im Geringsten sich darum kümmerte. Zum Aerger seiner lieblosen Pflegeeltern, konnte Georg nicht tüchtig arbeiten, weil ihm zwei Finger der rechten Hand zusammengewachsen waren. Daher saß er oft tagelang vor der Hütte seines Pflegevaters, eines rohen, gefühllosen Holzhauers, der im Gemeindewald Bäume fällte, um das tägliche Brod zu verdienen auf mühsame Weise. Unter solchen traurigen Verhältnissen hatte der unglückliche Taubstumme das vierzehnte Jahr erreicht.

An einem Herbsttage saß der arme Georg wieder vor der Hütte und schaute stumpfsinnig auf die Vorübergehenden, welche taum ihn betrachteten. Die Luft war schon herbstlich kühl und es mußte den schwächlichen Zungen wohl frieren in seiner leichten und zerkumpten Kleidung. Auf seinem bleichen Gesichte war der Hunger zu lesen, wenn man ihn nur hätte bemerken wollen; mit flehendem Blick streckte er die Hand aus. Wegen seines widerlichen Aussehens vermieden ihn die Kinder, und wenn er sich ihnen näherte, um ein Stückchen von ihrem Butterbrod zu erbitten, flüchteten sie sich erschrocken vor dem unheimlichen Gast.

Jetzt kam der Bürgermeister, mit seinem Söhnlein an der Hand, an der Hütte vorüber. In diesem Augenblick stieß der Taubstumme klägliche Töne aus, die dem weicherzigen Knaben, des Bürgermeisters Fritz, ausfielen. Er fragte drum seinen Vater, was der Arme, welcher gar nicht reden könne, wohl haben möge. „Er wird hungrig sein,“ sagte der Bürgermeister; „geh' hin zu ihm, Fritz, und gib ihm das von daheim mitgenommene Bröbchen. Dem wird's gewiß schmecken!“

Schnell und freudig zog Fritz das Bröbchen aus der Tasche, ging, etwas besangen, zu Georg und reichte seine kleine Gabe freundlich ihm dar. In wenigen Augenblicken hatte der Hungerige das Brod gierig verschlungen, worüber der gefühlvolle Knabe sehr erstaunte und zu seinem Vater mit der Frage zurückeilte: „Essen denn alle Taubstummen so geschwind?“ und erhielt die Antwort: „Nur die, welche Hunger haben.“

„Ei, warum muß denn der Arme so Hunger leiden?“ forschte Fritz weiter; „warum sorgt man nicht besser für ihn?“

Der Bürgermeister, dem diese kindlichen Fragen wie ein Vorwurf klangen, antwortete nicht darauf. Sein Söhnlein aber konnte den Gedanken an den Unglücklichen nicht los werden und faßte endlich den Vorsatz: Wenn also Niemand für ihn sorgen will, so werde ich's thun. —

Nach dem Abendessen nahm Fritz ein Stück Brod, welches noch auf dem Tische lag, blickte seinen Vater bittend an und fragte: „Bekommt'ich das noch?“ Dieser merkte sogleich was sein Söhnlein im Schilde führte, hatte Freude dran und gab freundlich die verlangte Erlaubniß. „Wie Schade, daß es schon so spät ist!“ dachte Fritz im Stillen, tröstete sich aber mit dem Gedanken: „Morgen früh wird der Taubstumme auch noch Hunger haben!“

Diesmal konnte Fritz lange nicht einschlafen, vor lauter Gedanken, was er noch mehr thun könnte für den armen Jungen, und wie er's anfangen müßte, um sich mit ihm zu verständigen. Auch in seinem Abendgebet gedachte er herzlich des Taubstummen; sogar träumend hatte er's mit ihm zu thun. Ihm war's, als säße er bei ihm und als unterhielten sie sich miteinander durch Zeichen. Des armen Georgs Gesicht strahlte vor Freude; bisher hatte ihm ja noch Niemand Liebe bewiesen; Thränen des Dankes glänzten in seinen Augen.

Beim Erwachen erinnerte sich Fritz noch ganz lebhaft dieses Traumes, und der verlassene Taubstumme war ihm jetzt noch viel lieber geworden. Gleich nach dem Frühstück suchte er ihn daher auf und fand ihn, wie gestern, vor der Hütten-thüre sitzen. Er grüßte ihn freundlich und gab ihm das mitgebrachte Stück Brod, welches freudig angenommen und verzehrt wurde.

Nun zog Fritz sein schönes Bilderbuch hervor, setzte sich neben Georg auf die Bank und zeigte ihm die schön gemalten Bilder, die dem Armen, welcher noch nie so was gesehen hatte, große Freude machten, die er nicht anders auszudrücken vermochte, als daß er dem Söhnlein des Bürgermeisters wiederholt die Hand drückte, und

unverständliche, doch frohe Laute hören ließ. Je öfter sie nun zusammenkamen, was fast täglich geschah, lernten Beide sich immer besser verstehen und der „Fetti“, wie Fritz vertraulich seinen Schützling nannte, brauchte jetzt nicht mehr bitteren Hunger zu leiden. Der Bürgermeister und seine Frau hatten nichts dagegen, daß ihr Söhnlein, auf Antrieb seines guten Herzens, dem Armen allerlei Speise brachte. Die andern Kinder des Dorfes, welche bisher den Taubstummen gefürchtet, oder gar verspottet hatten, kamen ihm nach und nach näher und theilten ihm, dem guten Beispiele folgend, Brod, Obst und Spielsachen mit. Doch zu dem liebevollen Fritz fühlte der Georg sich am meisten hingezogen, denn er gewahrte deutlich, daß dieser ihm auch am meisten wohl wollte. —

So waren einige Jahre vergangen. Fritz, der Uhrmacher werden sollte, wurde, zur Erlernung dieses künstlichen Gewerbes, von seinen Eltern in die Stadt geschickt. Er mußte sich mit schwerem Herzen von dem armen Fetti trennen. Durch Zeichen gab er ihm zu verstehen, daß er jetzt fortreisen und lange nicht wiederkommen werde. Als er ihm beim stummen Abschiede das letzte Stück Brod reichte und der Arme wehmüthig ihn anschaute, da klopfte sein Herz voll Wehmuth, aber geschieden mußte sein!

Als Fritz das Dorf verlassen hatte, ging mit Georg eine auffallende Veränderung vor. Verlassen wie früher, saß er oft ganze Tage wieder vor der Hütte. Die andern Kinder, denen nun das gute Beispiel des Fritz fehlte, ließen ihn unbeachtet. Oft blickte der Taubstumme sehnüchlig nach dem Wege hinaus, welchen Fritz beim Scheiden eingeschlagen hatte, allein der wollte noch immer nicht heimkehren. Und wenn der Hunger ihn quälte, schluchzte er und wischte die hervordringenden Thränen aus den Augen, der schönen Zeit gedenkend, da Fritz täglich zu ihm kam und seinen Hunger stillte.

So vergingen Monate und Jahre; immer matter wurden Georgs Augen, bleicher sein Angesicht, erschreckender seine ausgestoßenen Klagen! Eines Tages saß er unter einem Baume vor der Hütte und spielte mit den dürren abgefallenen Blättern, die er zu einem Kranze binden wollte; solches gelang ihm aber nicht. Er hungerte sehr und wurde unruhig; seine Hände ballten sich und bunte Farben schienen vor seinem trüben Blicke vorüberzuziehen. Da sah er ein Kind herankommen, welches ein Stück Brod verzehrte. Er ging demselben entgegen, allein es wich abseits. Der Hungerige verlor alle Besinnung. Lüftern faßte er den Kleinen bei den

Haaren, entriß ihm das Brod und führte es zum Munde. Das Knäblein schrie laut und jämmerlich um Hülfe. Schnell eilten mehrere Leute herbei, befreiten den Weinenben von seinem Angreifer und riefen: „Der Ferri ist nun gar wahnsinnig geworden!“ Zwei Männer banden ihm Hände und Füße zusammen und schleppten ihn in seine dunkle Kammer, deren Thüre sie verriegelten. Der arme Taubstumme, welchem nichts als ordentliche Nahrung fehlte, wurde für wahnsinnig erklärt! Furchtsam eilten die Kinder an der Wohnung des Pflegevaters, des alten Thomas, vorbei, in welcher der arme Georg auf einem elenden Strohlager, an die Wand gekettet, seufzend lag. Niemand durfte ihn besuchen, als sein Pflegevater, der ihm seine nothdürftige Nahrung bringend brachte.

So verflossen drei lange Jahre, und immer noch hielt man den armen Georg für wahnsinnig, denn wenn's ihm zu enge wurde in seiner unheimlichen Kammer, versuchte er mit Gewalt die Kette, welche ihn an die Wand fesselte, zu sprengen. Wie gerne wäre er wieder vor dem Häuschen geseffen, um die Straße entlang zu spähen, ob sein lieber Kamerad, des Bürgermeisters Fritz, nicht zurückkomme.

Seit einiger Zeit jedoch war der unglückliche Junge sanfter und ruhiger geworden, weßwegen er minder streng bewacht und ihm sogar gestattet wurde, bisweilen im Häuschen herumzugehen. Weil er Niemanden ein Leid zufügte, ruhig und dankbar annahm, was man ihm darbot, so erhielt er von den Nachbarn manche Spende. In seinem freien Zustande weilte er öfters vor der Thüre und schaute sehnsuchtsvoll in die Ferne.

An einem Frühlingsabende, als er wieder vor der Hütte stand, ward ihm plötzlich seltsam zu Muth; er gerieth in eine ungewöhnliche Aufregung, eilte jach in die Wohnung hinein, ergriff eine Holzart und sprang damit dem nahen Walde zu. „Um's Himmelswillen, der Ferri ist wieder toll und rasend geworden!“ riefen etliche Dorfbewohner, die solches mit angesehen, aber wegen der gefährlichen Art getraute sich Keines ihn zu verfolgen.

Der Bürgermeister wurde gleich von dem außergewöhnlichen Vorfalle in Kenntniß gesetzt, und dieser traf ungesäumt Anstalt, den auf's Neue für wahnsinnig angesehenen alten guten Kameraden seines Fritz wieder einzufangen. Viel Unheil konnte er ja mit der Art anstellen. Von drei bewaffneten Männern begleitet, die weils bereits dunkelte, brennende Laternen trugen, eilte der Bürgermeister dem Walde zu, aus welchem sie bald Hülferuf erschallen hörten und

ein Geschrei, das demjenigen Georgs gleich, wenn er in wilder Aufregung war, und das die Männer manchmal schon gehört hatten. Unglück ahnend, verdoppelten sie ihre Schritte und gelangten an einen Fußpfad, wo sich ein schrecklicher Abblick ihnen darbot. Neben dem Pfade lag ein Erschlagener, so schien's wenigstens, denn er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Beim Scheine der Laternen erkannte der Bürgermeister seinen eigenen Sohn, den Fritz! Im Reifelleid, blutend, ohne Regung, lag er am Boden! Welch ein Schmerz für das Vaterherz! Fast bestimmungslos brach der Vater zusammen. Die ihn begleitenden Männer hoben den Erschlagenen auf und trugen ihn zum nahen Waldbache, wuschen seine Wunden, welche glücklicherweise nicht tödtlich waren, und sahen mit Freude, daß Fritz die Augen wieder aufschlug, aber höchst verwirrt um sich schaute. Als der Bürgermeister diese frohe Nachricht vernahm, erholte er sich wieder ganz von seinem Schrecken und seiner Angst. „Ich will meinen Sohn heimtragen,“ sagte er zu den Männern; „ihr aber geht dem tollen Ferri nach und schlagt ihn todt! Haut ihn nieder gleich einem wilben Thiere!“

„Um Gotteswillen, nein, nein!“ stöhnte Fritz, wieder zum Bewußtsein gekommen; „mein alter, guter Kamerad ist unschuldig! Helft ihm! Helft ihm!“

Da gab's allgemeines Staunen. „Fritz, was sagst du?“ fragte verwundert der Bürgermeister, und der sich immer mehr merklich Erholende sagte: „Lieber Vater — Räuber haben mich — überfallen — Ferri kam dazu — Einen hatte er mit seiner Art erschlagen — dem Andern setzte er nach!“

„Schnell auf, ihr Männer!“ rief der Bürgermeister, „schnell auf! Sucht und rettet den armen Taubstummen!“

Die Männer griffen wieder zu den niedergelegten Waffen und drangen in den Wald hinein. Bald entdeckten sie einen Leichnam; es war der von Georg erschlagene Räuber. Weiter vorwärts ging's. Da fanden sie einen Mann im Grase liegen, dem das Aufstehen nicht gelingen wollte. Ferri war's nicht. Sie setzten drum ihre Nachforschungen fort und fanden bald den Gesuchten, aber, leider, in welchem Zustande! Der Taubstumme lag regungslos und blutend da! Behutsam wurde er aufgehoben und vorsichtig zu der Stelle getragen, wo Vater und Sohn zurückgeblieben waren. Fritz hatte wieder sein volles Bewußtsein erhalten und erzählte, daß er von zwei Räubern überfallen und niedergeschlagen worden sei. Auf seinen Hülferuf wäre der Georg plötzlich mit einer Holzart herbeigesprungen,

hätte dem einen Räuber wüthend den Kopf gespalten und den andern verfolgt. Er aber, Fritz, sei bewußtlos zusammengesunken und könne nicht sagen, was weiter geschehen. —

Jetzt brachten die Männer den Georg herbei und legten ihn neben Fritz nieder. Beim Laternen-schimmer erkannte der Taubstumme seinen Jugendfreund und Wohlthäter, und ein matter Freudenstrahl verklärte sein blutbedecktes Angesicht, als er seinen lieben Freund noch lebend, von ihm gerettet, sah. Er suchte noch zum Abschied ihm die Hand zu reichen, noch einmal ihn anzulächeln, dann schloß er die Augen und entschlief für eine bessere Welt! —

Die Männer erzählten, wie sie den noch lebenden, aber, allem Anschein nach, schwer verwundeten Räuber getroffen hätten. „Holt auch ihn her,“ befahl der Bürgermeister; „mit einem von euch kann ich meinen Sohn nach Hause tragen; ihr beiden Andern bleibt hier und wartet unsere Wiederkehr ab.“

Als der verwundete Fritz in's Dorf hineingetragen wurde, da gab's große Aufregung. Schreckliche Flüche und Verwünschungen wurden laut gegen den boshaften Taubstummen, welchen Alle für den Thäter des Mordversuchs hielten. Aber der Bürgermeister erklärte, daß Georg seinem Fritz das Leben gerettet habe und schickte etliche beherzte Männer in den Wald, um Georg und den noch lebenden Räuber in's Dorf zu bringen.

Solches geschah; weil aber der gottlose Mörder sehr schwer verwundet war, starb er unterwegs und entging so dem menschlichen Strafgerichte.

Zwei Tage später wurden drei Leichen zur Erde bestattet; die der beiden Räuber, welche so viel Unheil angerichtet hatten aus schändlicher Geldsucht, fanden ihre Stelle hart an der Mauer des Kirchhofs, ohne Sang und Klang, Georg aber, der opferwillige Retter seines Freundes und Wohlthäters, wurde mit allen Ehren begraben. Als Fritz wieder genesen war von seinen schweren Wunden, galt sein erster Ausgang, in dankbarer Erinnerung, der Ruhestätte seines alten guten Kameraden, dem Retter seines Lebens.

Wurst wider Wurst.

Vor mehreren Jahren starb ein französischer Bauchredner, Comte genannt, welcher großer Berühmtheit genoß, wegen seiner sonderbaren Kunst. Der hatte einen guten Freund, Namens Robert Houbin, einen weltbekannten, sehr flinken und gewürfelten Taschenspieler, kurzum, einen wahren Hexenmeister und Tausendkünstler.

Eines Tages begaben sich diese beiden befreundeten

Virtuosen, von deren Lob ganz Paris voll war, miteinander in das Cabinet des damaligen Direktors der großen Oper der lebenslustigen Hauptstadt Frankreichs, Dr. Veron, um sich mit demselben über eine Vorstelllung zu verständigen, welche sie gemeinschaftlich in dem weiten Opernhause geben wollten. Nach geschעהer Besprechung stiegen Comte und Robert Houbin eben die große Treppe hinab, als letzterer ganz deutlich des Direktors Stimme von oben her vernahm, der ihm zurief, schnell noch einmal hinaufzukommen.

„Ei, zum Kuckuck, warum ruft Veron mich zurück?“ fragte Robert Houbin ganz verwundert. — „Na, geh' nur gleich wieder hinaus,“ meinte der geschickte Bauchredner, „da wirft Du's schon erfahren.“

Der flinke Taschenspieler befolgte den Rath seines pffiffigen Freundes, sah jedoch Niemand, suchte in dem hohen Flurgang ringsum, und merkte endlich, daß der schlaue Comte ihn zum Besten gehabt, welcher ihm in seiner natürlichen Stimme zurief: „Was wollte Veron noch?“

„Du,“ erwiderte Houbin eben so ruhig, „er wollte mir nur die Tabakdose zustellen, welche Dir in seinem Cabinet gestohlen worden.“ Mit diesen Worten gab der Taschenspieler dem Bauchredner die goldene Dose zurück, welche er ihm wegstibigt hatte. Beide lachten über die geschickten listigen Streiche und blieben nach wie vor gute Freunde.

Guet genn!

(In Elsässer Mundart.)

'S wurd uff'm Land, wie in d'r Stadt,
Gar gern poltiziert;

Do het mich z'lescht d'r Zuefall grad
Nyn in e' Wirthshuus g'üehret.
Drinn sinn gemüethli' Bruue g'esse,
San g'sproocht un d'Zytung au gelese.

Im Winter, diß isch allbekannt,
San d'Landlyt gueti' Ruetsch;
Was schaft m'r z' Dwes uff'm Land,
Wenn schloofe Karst un Pfluej?
M'r geht in's Wirthshuus halt spaziere
Un duet d'rby poltiziere.

D'r Ruenz saaf zell, d'r Peter diß;
Do heist's: Ihr wäere's sehn,
Schunn rüesch't d'r Ruß, un 's wurd gewiß
Ball hinte'inander gehn!

D'Zuekunft isch schwarz, was soll's noch gewe?
D'wenn m'r nurr fein Krieij erlene!

Do saaf d'r Hans: „Iß's Früeßjohr do
Un kann m'r nuß uff's Feld,

Ze wurd e' Feder wider froß,
'S wels Nieme daß ebbs feht;

M'r schaff't am Pfluej, schaff't in de Neue,
Un ball wurd's Waffelstillstand gewe!“

D. H.

ris voll
maligen
lustigen
sich mit
indigen,
Opern-
Beipre-
in eben
z deut-
er ver-
hinauf-
n mich
veroun-
inauf-
a wirft
a Rath
emand,
n, und
n zum
irlichen
g, er
welche
Mit
Bauch-
um weg-
en listi-
reunde.



Die Bischofswahl.

Die Bischofswahl.

(Wir stier großen Hölzung.)

Von dem alten Frankenkönig und Römischen Kaiser Karl dem Großen, die Lateiner sagen Carolus Magnus, haben wohl schon, wo nicht alle, doch gewiß die meisten Kalenderleser auf diese oder jene Weise gehört und den wackern, frommen Mann achten und lieben gelernt, obgleich's gar lange her ist, daß derselbe gelebt und regieret hat, denn seine Herrscherzeit dauerte von Anno 768 bis Anno 814, im Ganzen also sechsundvierzig volle Jahre, und der tapfere Held starb am 28. Januar 814 als zweiundsiebzigjähriger Greis. Von diesem weltberühmten christlichen Regenten gedenkt nun der Dichter, dazu in selbstgemachten Verslein, fast ein Duzend, etwas zu erzählen, will aber zuvor, aus der Weltgeschichte, einige kurzgefaßte Andeutungen geben, bezüglich des Lebens und Wirkens des großen Kaisers.

Karl war der älteste Sohn Pipin's des Kleinen. In ihm vereinigte sich rastlose Thätigkeit, schneller Blick, richtige Wahl der besten Gehülfen, Besonnenheit, Willigkeit guten Rath zu hören, Kraft und Ernst in beschlossenen Dingen, mit einem festen und frommen Gemüth. Und dieser große Geist war sein eigener Bildner gewesen. In der Jugend, wie es damals unter dem Volk der Franken allgemein war, ohne wissenschaftlichen Unterricht gelassen, lernte er erst als Mann aus eigenem Antrieb schreiben. Aber die Zeit erweckte große Gedanken in ihm. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater auf der Volksversammlung zum König der Franken gesalbt ward. Zwölfsährig, wurde Karl selbst vom Papst Stephan II. nebst seinem Bruder Karlmann, zum künftigen Nachfolger seines Vaters und zum Römischen Patricius gekrönt.

Im Herbst des Jahres 800 machte sich, als mächtiger und siegreicher König des Frankenvolks, Karolus nach Rom auf und hielt daselbst in einer großen Versammlung von Geistlichen und Laien, als Schutzherr des päpstlichen Stuhls, strenges Gericht über die Rebellen, welche, das Jahr vorher, bei einer öffentlichen Procession, den Papst Leo III. überfallen und zum Gefangenen gemacht hatten. In der heiligen Stadt wurde Karl höchst seltsam überrascht. Am ersten Weihnachtsfeste nämlich, als er, nicht in seinem gewöhnlichen Waffenrode, sondern in dem Feierkleide eines römischen Patricius, am Altar der St. Peterskirche niederkniete, um nach seiner frommen Weise die Andacht zu verrichten, trat plötzlich der Heilige Vater herzu, und setzte ihm

eine Krone auf's Haupt, woraus das ganze versammelte Volk dreimal rief, laut und freudig: „Karolo Augusto, dem von Gott gekröntem, großen und friedbringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!“ Hieraus berührte, nach alter Weise, Leo III., mit der einen Hand seine Lippen, mit der andern die Hand des Gekröntem, was man die Aboration hieß, und allenthalben wurde der neue Römische Kaiser mit dem Ausrufe Imperator und Augustus begrüßt!

Den Geistlichen bezeugte Kaiser Karl große Achtung; er erkannte die Wichtigkeit derselben für die religiöse und wissenschaftliche Bildung seiner Völker, nicht minder als für den Staat, wo sie die Einzigen waren, welche den Landesherren gegen die emporstrebende Macht der trogenden Vasallen unterstügen konnten. Darum vermehrte er ihr Ansehen, ihre Vorrechte und ihre Reichthümer. Zu diesen Begünstigungen der Geistlichkeit gehören besonders die Gesetze über den Zehnten.

Die Bischöfe, obgleich sie vom Volke und vom Klerus des bischöflichen Stuhls, der ecclesia cathedralis, erwählt werden sollten, ernannte Karl der Große häufig ohne Weiteres, und Klöstern, die sich seinen besondern Schutz gegen Eingriffe der Bischöfe ihrer Diöcese bei Erwerbung ihrer Rechte und in Betreff ihrer Güterverwaltung erbaten, gewährte er solchen, nach dem Beispiel seiner Vorgänger, durch Privilegien, welche sie zu königlichen Klöstern machten. Die Rechte der bedeutendsten unter diesen erhielten dann auch Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen.

Kaiser Karl's Bauten waren zahlreich und prachtvoll. An mehreren Orten ließ er herrliche Paläste aufführen, unter welchen die zu Aachen, Ingelheim und Nimwegen die berühmtesten sind. Eine eigene Schule richtete er an seinem Hofe ein, als Muster für die übrigen, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niederen, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in das Gemach und ließ die Schüler prüfen. Die geschickten mußten sich auf seine rechte, die ungeschickten auf seine linke Seiten stellen, und hier fand es sich, daß die Letzteren gerade die Vornehmen waren und fast nur diese. Hierauf wandte er sich zu den fleißigen, aber armen Kindern, und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabei und werdet immer vollkommener. Ihr verfolgt euer wabres Besten, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und nun wandte er sich zornig zur Linken — ihr, Söhne der Edelleute, ihr seineten Buryschen, die ihr euch so reich und

vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen, unnützen Vuben; ich sage euch, euer Avel und eure häßlichen Gesichter gelten nichts bei mir, und ihr habt nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!“ —

Nach diesen kurzen geschichtlichen Angaben über das reichhaltige Leben, Streben und Wirken des alten Römischen Kaisers, sollen nun die oben angekündigten Verslein folgen, welche so lauten:

Der Kölner Bischof war gestorben,
Und mancher Priester hätte gern
Die goldne Mitra sich erworben,
Zu glänzen hoch als Kirchenherrn.
Die Wahl des neuen Bischofs stand
In Kaiser Karl's des Großen Hand;
Der deset hin und deset her
Wer wohl der beste Bischof wär.

Früh thät er eines Wagens reiten,
Als Jägermann, von Aachen fort;
Rein Anappe durche ihn begleiten,
Denn er vertraut auf Gottes Wort!
Herr Karl war ein gar frommer Held,
Der gern der Kirche Wohl bestell,
Will drum mit eignen Augen sehn
Wem gut der Krummstab möge sehn. —

Er zieht gen Köln. — An einem Walde
Fährt ihn die Strafe nun einlang;
Vom Kirchlein dort an grüner Halde
Das Glöcklein mild und lieblich lang.
Karolus vorcht; steigt ab vom Pferd;
Nach Gottes Wort kein Herz begehrt;
Er tritt in's Kirchlein arm und hüll,
Weil er die Messe hören will.

Und voller Demuth kniet er nieder:
Der Klausner waltet einlam drinn,
Steht am Altar, ocht hin und wieder
Und liest die Res' mit heil'gem Sinn.
Rein Sakristan, kein Choerknab' war
Zu seinem Dienste am Altar;
Dies Amt versteht der Kaiser drum,
Zeigt sich bekannt im Heiligthum.

Ein Goldstück er, als Opfergabe,
Auf die Patena süßend legt;
Vah stannet, ob der reichen Habe,
Der arme Klausner! Tiefbewegt
Sagt er zum Kaiser: „Jäger mein,
Stecht nur das Goldstück wieder ein;
In Armuth dien' ich Gott dem Herrn,
Von eitlen Erdentande fern!“

Doch eine Gabe könnt Ihr spenden,
Die Euch das edle Waldweid bringt:
Wollt mir die Haut des Dambirchs senden,
Den zu erlogen's Euch gelingt.
Seht, meines Rehtbuch's Einband ist
Jerrischen schon seit langer Zeit;
Ich lese vierzig Jahre draus
Zu meinem kleinen Gotteshaus!“

Karl merket sich des Klausners Bäte
Und reitet südbah frohen Muth's;
Er denkt: „Gott lenkte meine Schritte:
Der Mann ist werth des Bischofsstuhls!
Doll Demuth, Gott ergeben gang,
Und nicht bedocht von ir'ischem Glanz,
Lebt er so recht voll Heiligkeit,
Drum sei zum Hirten er geweiht!“ —

Drauf läßt er zwei Prälaten rufen,
Die gerne Bischof wollten sein,
Und an des Kaiserthrones Stufen
Da finden sie sich eiligt ein.
Awar fromm sind beide Herren nicht,
An gutem Leumund es gebricht.
Nur aus Gemuth sind sie bedacht,
Auf Erdenuhm und Erdemacht.

„Hier nehmet meines Rosses Hägel,“
Erlischt Herr Karol, „gleich zur Hand;
Im Walde draus, an grünem Hügel,
Dort lebt ein Klausner unbekannt.
Den holt auf meinem Pferde mir,
Ich hab ihm was zu sagen hier.“
Die Herren fügten sich darein,
Weil sie gern Bischof möchten sein. —

Von der geheimnißvollen Straße
Rehrt die Gesandtschaft jetzt zurück,
Vollauf bedocht mit Staub und Schweiß;
Sie schaut von fern des Kaisers Blick.
Der Klausner sah voll Demuth da
Und wuhre nicht wie ihm geschah.
Entgegen eilt Karolus schnell,
Hinab an des Palastes Schwell.

Doch, auf dem Schloßplatz, welches Leben!
Gar höchlich stannet Jung und Alt!
Was mag es da wohl Neues arben?
Aus allen Blicken Reugier strahlt!
Und um den Reiter sondrer Art
Das Volk sich aufgeregt schaart;
Der Kaiser aber Bahu sich bricht
Und zu dem Klausner freundlich spricht:

„Für Euch den Dambirch zu erjagen
Gebrauch's bis heute mir an Zeit;
Doch wollt nicht über Undank klagen:
Zu besserem Lohn bin ich bereit!
Weil ich kein Hirschfell reichen kann,
Biet ich das Hermelinfell an;
Der Kölner Bischof! seid Ihr jezt,
Von mir, dem Kaiser, eingeht!“

Wohlfeiles Salz.

(Aus den „Versamen“ von L. Dörfelzer.)

Es ist eine Art Noceartikel geworden, die
„Wohlmothsahrt“ durch wohlfeiles Salz zu be-
fördern, und der Bote von Tiefenbach hat noch
vor dem Jahre des Unheils 1848 auf seine Weise
daran gedacht, es sich zu verschaffen; aber —
es ist ihm theuer zu stehen gekommen.

Nämlich also: er tritt Sonnabends in den
Laden zu Anholt und findet den Krämer eifrig

beschäftigt
einzelnen
die Kund
Der Bot
tisch und
besten für
taut
Dann
Daniel,
von den
die schon
einzelne
pfangt
wandern
eins der
nach dem
gibt dazu
est dem
mit dem

Der g
Mittel
Salz gef
der arm
milde
schlaue
Angesich
hatte es
wird, in
lieber, u
sondern

Enbl
Kaffee a
geschid,
Pfund
— nun
anzange
Sollen
ganzen
Der Kr
und rech
zwei W
vierzig
13 Thal
hat al
zehntau

Das
sach ist
von Kan
— Wer
und der
legt auf
die Wa
bis auf

Die Bischofswahl.

(Mit einer großen Abbildung.)

Von dem alten Frankenkönig und Römischen Kaiser Karl dem Großen, die Lateiner sagen Carolus Magnus, haben wohl schon, wo nicht alle, doch gewiß die meisten Kalenderleser auf diese oder jene Weise gehört und den wackern, frommen Mann achten und lieben gelernt, obgleich's gar lange her ist, daß derselbe gelebt und regieret hat, denn seine Herrscherzeit dauerte von Anno 768 bis Anno 814, im Ganzen also sechsundvierzig volle Jahre, und der tapfere Held starb am 28. Januar 814 als zweiundsiebzigjähriger Greis. Von diesem weltberühmten christlichen Regenten gedenkt nun der Voté, dazu in selbstgemachten Verslein, jaßt ein Duzend, etwas zu erzählen, will aber zuvor, aus der Weltgeschichte, einige kurzgefaßte Andeutungen geben, bezüglich des Lebens und Wirkens des großen Kaisers.

Karl war der älteste Sohn Pipin's des Kleinen. In ihm vereinigte sich rastlose Thätigkeit, schneller Blick, richtige Wahl der besten Gehülfen, Besonnenheit, Willigkeit guten Rath zu hören, Kraft und Ernst in beschlossenen Dingen, mit einem festen und frommen Gemüth. Und dieser große Geist war sein eigener Bildner gewesen. In der Jugend, wie es damals unter dem Volk der Franken allgemein war, ohne wissenschaftlichen Unterricht gelassen, lernte er erst als Mann aus eigenem Antrieb schreiben. Aber die Zeit erweckte große Gedanken in ihm. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater auf der Volksversammlung zum König der Franken gesalbt ward. Zwölfjährig, wurde Karl selbst vom Papst Stephan II. nebst seinem Bruder Karlmann, zum künftigen Nachfolger seines Vaters und zum Römischen Patricius gekrönt.

Im Herbst des Jahres 800 machte sich, als mächtiger und siegreicher König des Frankenvolks, Karolus nach Rom auf und hielt daselbst in einer großen Versammlung von Geistlichen und Laien, als Schutzherr des päpstlichen Stuhls, strenges Gericht über die Rebellen, welche, das Jahr vorher, bei einer öffentlichen Procession, den Papst Leo III. überfallen und zum Gefangenen gemacht hatten. In der heiligen Stadt wurde Karl höchst seltsam überrascht. Am ersten Weihnachtstage nämlich, als er, nicht in seinem gewöhnlichen Waffenrocke, sondern in dem Feierkleide eines römischen Patricius, am Altar der St.-Peterkirche niederkniete, um nach seiner frommen Weise die Andacht zu verrichten, trat plötzlich der Heilige Vater herzu, und setzte ihm

eine Krone auf's Haupt, worauf das ganze versammelte Volk dreimal rief, laut und freudig: „Karolo Augusto, dem von Gott gekröntem, großen und friebebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!“ Hierauf berührte, nach alter Weise, Leo III., mit der einen Hand seine Rippen, mit der andern die Hand des Gekröntem, was man die Adoration hieß, und allenthalben wurde der neue Römische Kaiser mit dem Ausrufe Imperator und Augustus begrüßt!

Den Geistlichen bezeugte Kaiser Karl große Achtung; er erkannte die Wichtigkeit derselben für die religiöse und wissenschaftliche Bildung seiner Völker, nicht minder als für den Staat, wo sie die Einzigen waren, welche den Landesherren gegen die emporstrebende Macht der trogenden Vasallen unterstützen konnten. Darum vermehrte er ihr Ansehen, ihre Vorrechte und ihre Reichthümer. Zu diesen Begünstigungen der Geistlichkeit gehören besonders die Befehle über den Zehnten.

Die Bischöfe, obgleich sie vom Volke und vom Klerus des bischöflichen Sitzes, der ecclesia cathedralis, erwählt werden sollten, ernannte Karl der Große häufig ohne Weiteres, und Klöstern, die sich seinen besondern Schutz gegen Eingriffe der Bischöfe ihrer Diöcese bei Erwählung ihrer Aebte und in Betreff ihrer Güterverwaltung erbat, gewährte er solchen, nach dem Beispiel seiner Vorgänger, durch Privilegien, welche sie zu königlichen Klöstern machten. Die Aebte der bedeutenderen unter diesen erhielten dann auch Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen.

Kaiser Karl's Bauten waren zahlreich und prachtvoll. An mehreren Orten ließ er herrliche Paläste aufführen, unter welchen die zu Aachen, Ingelheim und Nimwegen die berühmtesten sind. Eine eigene Schule richtete er an seinem Hofe ein, als Muster für die übrigen, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niederen, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in das Gemach und ließ die Schüler prüfen. Die geschickten mußten sich auf seine rechte, die ungeschickten auf seine linke Seiten stellen, und hier fand es sich, daß die Letzteren gerade die Vornehmen waren und fast nur diese. Hierauf wandte er sich zu den fleißigen, aber armen Kindern, und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabei und werbet immer vollkommener. Ihr verfolgt euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und nun wandte er sich zornig zur Linken — ihr, Söhne der Edelleute, ihr seinen Durschen, die ihr euch so reich und

vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben; ich sage euch, euer Avel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir, und ihr habt nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!" —

Nach diesen kurzen geschichtlichen Angaben über das reichhaltige Leben, Streben und Wirken des alten Römischen Kaisers, sollen nun die oben angekündigten Verslein folgen, welche so lauten:

Der Kölner Bischof war gestorben,
Und mancher Priester hätte gern
Die güldne Mitra sich erworben,
Zu glänzen hoch als Kirchenhern.
Die Wahl des neuen Bischofs stand
In Kaiser Karl's des Großen Hand;
Der denket hin und denket her
Wer wohl der beste Bischof wär'.

Früh thät er eines Morgens reiten,
Als Jägersmann, von Aachen fort;
Kein Knappe durfte ihn begleiten,
Denn er vertraut auf Gottes Hört!
Herr Karl war ein gar frommer Held,
Der gern der Kirche Wohl bestellt,
Will drum mit eignen Augen sehn
Wem gut der Krummstab möge stehn. —

Er zieht gen Köln. — An einem Walde
Führt ihn die Straße nun entlang;
Vom Kirchlein dort an grüner Halde
Das Glöcklein mild und lieblich klang.
Karolus vorcht; steigt ab vom Pferd;
Nach Gottes Wort sein Herz begehrt;
Er tritt in's Kirchlein arm und still,
Weil er die Messe hören will.

Und voller Demuth kniet er nieder:
Der Klausner waltet einsam drinn,
Steht am Altar, geht hin und wieder
Und liest die Mess' mit heil'gem Sinn.
Kein Sakristan, kein Chorknab' war
Zu seinem Dienste am Altar;
Dies Amt versteht der Kaiser drum,
Zeigt sich bekannt im Heiligthum.

Ein Goldstück er, als Dpfergabe,
Auf die Patena küßend legt;
Bach staunet, ob der reichen Habe,
Der arme Klausner! Tiefbewegt
Sagt er zum Kaiser: „Jäger mein,
Steckt nur das Goldstück wieder ein;
In Armuth dien' ich Gott dem Herrn,
Von eiteln Erdentande fern!"

Doch eine Gabe könnt Ihr spenden,
Die Euch das edle Maidwerk bringt:
Wollt mir die Haut des Dambrischs senden,
Den zu erlegen 's Euch gelingt.
Seht, meines Messbuch's Einband ist
Zerrißen schon seit langer Frist;
Ich lese vierzig Jahre draus
In meinem kleinen Gotteshaus!"

Karl merket sich des Klausners Bitte
Und reitet fürbach frohen Muth's;
Er denkt: „Gott lenkte meine Schritte:
Der Mann ist werth des Bischofsstut's!
Voll Demuth, Gott ergeben ganz,
Und nicht bethört von ir'd'schem Glanz,
Lebt er so recht voll Heiligkeit,
Drum sei zum Hirten er geweiht!" —

Drauf läßt er zwei Brälaten rufen,
Die gerne Bischof wollten sein,
Und an des Kaiserthrones Stufen
Da finden sie sich eiligst ein.
Zwar fromm sind beide Herren nicht,
An gutem Leumund es gebricht,
Nur auf Genuß sind sie bedacht,
Auf Erdenruhm und Erdenmacht.

„Hier nehmet meines Rosses Zügel,“
Ersucht Herr Karol, „gleich zur Hand;
Im Walde draus, an grünem Hügel,
Dort lebt ein Klausner unbekannt.
Den holt auf meinem Pferde mir,
Ich hab ihm was zu sagen hier.“
Die Herren fügen sich darein,
Weil sie gern Bischof möchten sein. —

Von der geheimnißvollen Reize
Rehrt die Gesandtschaft jezt zurück,
Vollauf bedeckt mit Staub und Schweize;
Sie schaut von fern des Kaisers Blick.
Der Klausner saß voll Demuth da
Und wußte nicht wie ihm geschah.
Entgegen eilt Karolus schnell,
Hinab an des Palastes Schwel'.

Doch, auf dem Schloßplatz, welches Leben!
Gar höchlich staunet Jung und Alt!
Was mag es da wohl Neues geben?
Aus allen Blicken Neugier strahlt!
Und um den Reiter sonder Art
Das Volk sich aufgereg't schaart;
Der Kaiser aber Bahn sich bricht
Und zu dem Klausner freundlich spricht:

„Für Euch den Dambrisch zu erjagen
Gebrauch's bis heute mir an Zeit;
Doch wollt nicht über Undank klagen:
Zu besserem Lohn bin ich bereit!
Weil ich kein Hirschfell reichen kann,
Niet ich das Hermelinfell an;
Der Kölner Bischof seid Ihr jezt,
Von mir, dem Kaiser, eingeseht!“

Wohlfeiles Salz.

(Aus den „Brosamen“ von L. Josephson.)

Es ist eine Art Modeartikel geworden, die „Volkswohlfahrt“ durch wohlfeiles Salz zu befördern, und der Bote von Tiefenbach hat noch vor dem Jahre des Unheils 1848 auf seine Weise daran gedacht, es sich zu verschaffen: aber — es ist ihm theuer zu stehen gekommen.

Nämlich also: er tritt Sonnabends in den Laden zu Anholt und findet den Krämer eifrig

beschäftigt, Kaffee, Reis, Zucker und Salz in einzelnen Pfunden abzuwiegen, damit Sonntags die Kunden alle flink bedient werden können. Der Bote legt seinen Quersack auf den Labentisch und begehrt zuerst drei Pfund Kaffee vom besten für den Maier, dessen siebentes Kind getauft werden soll, und schiebt sie in den Sack. Dann verlangt er sechs Pfund für den langen Daniel, der Hochzeit machen will, und erzählt von den eingeladenen Gästen und den Kälbern, die schon gemästet sind. Darnach begehrt er zehn einzelne Pfund, dreimal zwei Pfund und empfängt Alles in einzelnen Düten, die in den Sack wandern. Aber der Bote schiebt daneben fleißig eins der abgewogenen Pfundpakete mit Salz nach dem andern in den Sack und der Krämer gibt dazu Gelegenheit über Gelegenheit, da er so oft dem Boten den Rücken zuwendet und lange mit dem Abwiegen beschäftigt ist.

Der geneigte Leser hat gewiß ein herzhaftes Mitleid mit dem armen Krämer, dem sein gutes Salz gestohlen wird, und weiß schwerlich, daß der arme Bote in zweifacher Hinsicht noch viel mitleidenswerther ist und kann natürlich das schlaue Lächeln nicht sehen, das auf des Krämers Angesicht sich kaum versteckt. Denn der Schalk hatte es wohl bemerkt, daß ihm Salz gestohlen wird, und denkt: „stiehl du nur, je mehr, je lieber, und ich wollte, du hättest nicht erst zehn, sondern schon hundert Pfundpakete gestohlen!“

Endlich hat der Tiefenbacher Bote seinen Kaffee alle, und der Krämer wischt, wie aus Ungeschick, die Striche weg, die anzeigten, wie viel Pfund er zugewogen, und spricht: „Si, seht doch, — nun müssen wir Alles noch einmal von vorn anfangen, ich weiß nicht mehr, wie viel ihr habt. Sollen wir den Sack auspacken, oder lieber den ganzen Sack wiegen, es geht mit einem hin?“ Der Krämer legt den Quersack auf die Wage und rechnet dann her: fünfzig Pfund zusammen, zwei Pfund ab für den Sack, bleiben achtundvierzig Pfund, zu $7\frac{1}{2}$ Silbergroschen, macht 12 Thaler, und die muß der Bote bezahlen, und hat also für jedes Pfund Salz ungefähr den zehnfachen Preis erlegt.

Das nenne ich salziges Salz, und der Quersack ist dem Boten schwer geworden, obgleich es von Anholt nach Tiefenbach immer bergab geht.

Merke: Es sieht's Einer, was du stiehlst, und der rechnet dir Alles hübsch hoch an und legt zuletzt einmal deinen ganzen Quersack auf die Wage, und du mußt die ganze Zeche bezahlen bis auf den letzten Heller.

Anfrage und Antwort.

Folgendes Schreiben ist dem alten Boten durch die Kaiserliche Reichspost zugelommen:

Mülhausen i. El., den 1. Juni 1880.

„Einige von Ihren Kunden möchten gerne wissen, warum die Kalendermacher alle mit einem Stelzfuß vorgestellt und alle Hinkende genannt werden.“

„Achtungsvoll.“

Da nun dieses kurze Brieflein, welches unwillkürlich an den gäng und gäbe gewordenen Spruch erinnert: „Alles Wissen macht Kopfweh“, weder Unterschrift trägt, noch die Wohnung des Korrespondenten angibt, und das gewerfleißige Mülhausen doch zu den bevölkerteren Städten unseres lieben Elsaßlandes zählt, so bleibt dem Boten nichts anderes übrig, als den verlangten Bescheid auf die hädelige Frage im Kalender für 1881 zu ertheilen.

Wie vorn auf dem Titelblatt zu lesen ist, erscheint dieses Jahr der Hinkende Bote am Rhein zum dreihundneunzigsten Male, folglich erblickte er das Licht der Welt, wie man von anderen Menschenkindern zu sagen pflegt, Anno 1788. Es ist schon eine lange Zeit her und dem damaligen Kalenderschreiber thut gewiß kein Zahn mehr weh! Wenn der Jetzige, welcher, im Vertrauen gesagt, Anno 1804 geboren wurde, mithin auch kein junger Springinsfeld mehr ist, Alles so genau und bestimmt wüßte wie dieses, so könnte er seinen werthen Mülhauser Kunden ganz leicht auf ihre ziemlich schwierige Frage reinen Wein einschenken, was er mit der größten Freude thun würde, denn das unter dem Brieflein stehende schmeichelhafte „Achtungsvoll“ hat ihm „wohl geboon bis im große Zeh“, wie die Straßburger sagen, und der einem einfachen Kalendermann erwiesene Respekt gibt ihm neuen frohen Muth zur mühsamen Wanderung um und um.

Jetzt aber zur Hauptsache, nämlich zur Antwort wegen des Stelzfußes. Der Hinkenden Boten, theils zur Rechten, theils zur Linken, gibt's viele, sowohl diesseits und jenseits des Rheines, als auch jenseits der Vogesen, wo der Namen natürlich französisch lautet. Aber keiner der Hinkenden sieht dem andern gleich; jeder hat, von Alters her, seine eigenthümliche Gestalt, sein apartes Gesicht, seine eigenartige Uniform und seine absonderliche Kopfbedeckung, damit man sie besser von einander unterscheiden möge. Dem Boten, der dieses schreibt, ist's schon vorgekommen, daß er seinen Kalender tituliren hörte: „Der mit 'm Bäumel“, weil in der Mitte des ersten Blattes ein kleiner dichtbelaubter Baum

sich erhebt, dessen Wipfel der posaunenblasende Engel mit gestrecktem Arm erreichen könnte.

Das ist Alles schön und gut, werden die wunderfähigen Frager denken, allein mit dem ist uns eben nicht gebient. Also, weiter im Text, Kalenderschreiber! — Nur ein bißchen Gebuld, liebe Kunden, und paßt jetzt auf! Vor Zeiten verrichteten alte, untauglich gewordene Kriegerleute, Invaliden also, das vielgestaltige Botenamt; da gab's Reichsboten, Gerichtsboten, Amtsboten, Friedensboten und wie die Ehrentitel alle hießen, und weil viele dieser wackeren Männer, dieser Vaterlandsstreiter, das abgeschossene Bein durch einen Stelzfuß ersetzen mußten, der zum Gehen, freilich nur zum langsamvoran, behülflich war, so konnten sie das ihnen anvertraute Amt eines Boten, zu welchem Treue, Redlichkeit und militärische Pünktlichkeit erfordert werden, wohl versehen. So geschah's denn auch, als einmal Kalender auf's Tapet kamen, daß solche Stelzfüßler sich damit befaßten dieselben in Stadt und Land herumzutragen und feil zu bieten. Daher kam ihr Konterfei auf das Titelblatt und der Kalender, neumodischer gesprochen, der Almanach, erhielt den Namen: Der Hinkende Bote so und so, wie man's eben für gut und passend fand. Heutzutage, da die Postverwaltung so vortreflich eingerichtet ist, durch deren Vermittlung die Kalender den Buchhändlern ringsum in's Haus geliefert werden, sind die hinkenden Hausirer fast überflüssig geworden, weil sie doch manchmal die tabelnde und spöttische Bemerkung hören mußten: „Ihr komme hinten noch wie d'alt Faasnaacht!“

So, dies wäre denn des Boten ziemlich lange Antwort auf den kurzen Brief; wem's jedoch nicht genug sein sollte, der möge, wie die Weisenlocker sagen, „e Stedel dr'zue stecke.“

Freundesgaben.

Der liebe Korrespondent des Boten, welcher ihm voriges Jahr das launige Geschichtchen mitgetheilt hatte; „Was einem Großvater passiren kann“, ist wieder so freundlich gewesen, ihm eine willkommene Sendung zugehen zu lassen. Diesmal sind's drei nette, kleine Stücklein, und der dankbare Bote glaubt, darauf zählen zu dürfen, daß dieselben den geneigten Lesern eben so gut gefallen werden, wie dem Kalendermann selbst. Ihm sind zwar die Drischäften bekannt, von denen in den drei Stücklein die Rede sein wird, er soll's aber nicht ausschwägen; doch hat ihm sein gefälliger Korrespondent erlaubt zu sagen, daß die Nummern eins und zwei sich auf das alte wackere Hanauerland beziehen, und daß

Nummer drei aus der Umgegend des Kronthals, dem „Grundel“, stammt. Dem lieben, jungen Gevattersmann schließlich seinen herzlichen Dank im Kalender ausprechend, tißcht nun der Bote die drei willkommenen Freundesgaben der Reihe nach auf.

1) Ein kurzes Jahr.

Ein eckfäßer Pfarrer, der vor wenigen Jahren zur wohlverdienten Ruhe eingezogen ist, erklärte einst im Religionsunterricht seinen Schülern und Schülerinnen den Unterschied zwischen dem kirchlichen und dem bürgerlichen Jahre. Diese sollten nun die gehörte Erklärung zu Papier bringen für die nächste Unterrichtsstunde. Die gelieferten Aufsätze hatten natürlich verschiedenen Werth und Gehalt. Einer derselben enthielt eine Erläuterung, welche, ihrer originellen Form wegen, gewiß verdient der lieben Kinderwelt im Kalender mitgetheilt zu werden. Die Verfasserin des betreffenden Aufsatzes, ein sittiges Mägdelein, war des Pfarrers Tochter, und eben aus dem Munde des Vaters hat der Einsender dieser Zeilen das drollige Stücklein erfahren. Die kleine Luise hatte die Dauer des bürgerlichen Jahres in folgendem Satze ausgedrückt: „Das bürgerliche Jahr beginnt den 1ten Januar und endigt Tags zuvor.“ — Wer kann das Gegentheil beweisen?

2) Die misrathene Glocke.

In einem der blühendsten Dörfer des Hanauerlandes wurde vor etwa dreißig Jahren die Anschaffung einer neuen Glocke beschlossen. Der rühmlichst bekannte Meister Edel, in der Barbagasse zu Sträßburg, wurde zur bestimmten Zeit mit der ihm gemachten Bestellung fertig und ein mit Blumen und Laubwerk geschmückter Wagen, von vier kräftigen Säulen gezogen, holte die schön geformte, mit entsprechenden Bildern und Inschriften verzierte Glocke in der altbekannten Gießerei ab, früh Morgens schon, um an selbem Abend noch an ihrem Bestimmungsorte einzutreffen. Alt und Jung scharte sich zusammen, und sämtliche Dorfbewohner hatten ihre Herzensfreude an dem trefflich gelungenen Werke. Die Hauptsache aber an einer Glocke ist unstreitig ihr Klang, und um denselben zu erproben, schlugen etliche Mitglieder des Gemeinderaths mit herbeigebrachten Stöcken an die noch auf dem Wagen ruhende Glocke. Aber welche Enttäuschung! Statt des hellen, weit schallenden Klanges, hörte man nur einen dumpfen, trockenen, nichts weniger als harmonischen Schall. Vergebens paukte der Eine oben, der Andere unten, Dieser zur Rechten, Jener zur Linken, es half nichts, der erbärmliche Klang

blieb immer derselbe! Der bitteren Enttäuschung folgten jetzt Aerger und Unwillen, und dem wackern Gießmeister in Straßburg müssen an jenem Abend die Ohren schrecklich geklungen haben. „Das also“, hieß es, „haben wir für unser gutes Geld bekommen! Dabei lassen wir's nicht! So darf's durchaus nicht bleiben! Die Glocke wird morgen wieder nach Straßburg geführt, um entweder verbessert oder ersetzt zu werden. Wir wollen's dem pffiffigen Meisenlocker zeigen, daß es nicht erlaubt ist, mit ehrlichen Dorfleuten solchen Spaß und Schabernack zu treiben. Meint der Herr, wir sind auf den Kopf gefallen? Der soll eine andere Meinung von uns bekommen!“ Durch solche und ähnliche spöttische Neußerungen machte die Erbitterung der enttäuschten Bürgerschaft sich Luft.

Gesagt, gethan. Die Rückfahrt in die Stadt geschah am andern Tage, und Meister Edel war höchlich erstaunt, als der Wagen mit seiner Glocke, auf welche er, wie überhaupt auf jede die er noch gegossen, alle seine Sorgfalt verwendet hatte, um des Hauses alten Ruhm treulich zu bewahren, wieder in seinen Hof eingefahren kam. „Für wen sehen Sie uns denn an!“ platzten die Fuhrleute zornig heraus; das ist einmal eine saubere Glocke! Hören Sie doch nur, welchen Ton sie von sich gibt!“ Und mit dem Peitschenschlag einer derb an die Unglücksglocke, aus deren Tiefen sich wieder der nämliche trockene Schall vernehmen ließ.

Da brach der wackere Altmeister in ein Lachen aus, wie ihn all' sein Lebtage noch keines ergriffen hatte. „Zhr rief er aus, als der Lachkrampf endlich vorüber war, „habt Ihr die Glocke denn bestellt, um sie ewig auf einem Wagen stehen zu lassen? Hängt sie doch einmal auf an Ort und Stelle, dann kommt wieder und sagt mir, wie das Geläute sich ausnimmt.“

Jetzt ging den eben noch so zürnenden Leuten ein Licht auf wie eine Fackel. Etwas verbucht und beschämt machten sie „Rehrt“ und fuhren wieder heim. Am andern Tage wurde die Glocke in ihr lustiges Haus gezogen:

„Daß sie in das Reich des Klanges Steige, in die Himmelsluft!“

Und siehe da, wie herrlich klangen nun die Töne in das Dorf herunter, zu Aller Freude und Bewunderung! Noch heute ist ihr voller, melodischer Schall im ganzen Umkreise bekannt, und vom abermaligen Zurücksühren der lieben Glocke nach Straßburg ist niemals mehr die Rede gewesen. Aber es ist nicht ratsam, im Dorfe selbst von der Geschichte zu reden.

3) Der wohlmeinende Dichter.

Hat der Bote vorhin von einem kurzen Jahre ein Stücklein erzählt, so will er nun etwas von einem überaus langen Leben seinen freundlichen Lesern zum Besten geben. In einer Dorfgemeinde, an der Mospig grünenen Ufern gelegen, wurde vor geraumen Jahren ein neuer Bürgermeister ernannt. Die Wahl der Oberbehörde war eine durchaus glückliche und befriedigende gewesen und Jedermann gönnte dem wackern, allgemein geachteten Manne die ihm zu Theil gewordene, wohlverdiente Auszeichnung. Unter den Gratulirenden befand sich auch ein Einwohner, in dessen Athern Dichterblut floß, und was war da natürlicher, als seine Beglückwünschung in gebundener Rede, nämlich in einem Verslein, vorzutragen. Der begeisterte Poet nahm ein Blatt Papier, schrieb darauf folgende zwei Zeilen und schob dasselbe zartfühlend, in nächstlicher Stunde, zwischen Fenster und Fensterladen am Hause des nunmehrigen Gemeindevorstehers, wo derselbe das poetische Produkt am frühen Morgen fand. Es lautete also:

Hoch lebe unser neuer Maire,
So lang Gott will, und noch viel mehr!

Gut war's gemeint. Der, dem dieser Wunsch galt, ist leider vor einigen Monaten gestorben, doch in sehr hohem Alter. Weiter als der liebe Gott es wollte, hat er's nicht bringen können und, als frommer Christ, auch nicht gewollt.

So, dies wären jetzt die drei Stücklein, welche des Boten heiterer Korrespondent ihm gefälligst zugesandt hat. Er schließt seine sechsseitige Epistel mit folgendem Zuruf: Und nun auf Wiedersehen im nächsten Jahre, so Gott will, und so lang Er will!

Der dankbare Vater.

Im Jahre 1825 fiel das einzige Kind des reichen Fabrikanten und Kaufherrn zu Lahr, Ferdinand von Logbeck, aus Unvorsichtigkeit in den Schutterbach, der aus dem Schwarzwald das Thal hervorfließt in die Ebene. Es war ein munterer siebenjähriger Knabe. Schnell ward er vom wilden Bergwasser mit fortgerissen und war schon dem Ertrinken nahe, als zwei hochbetagte arme Weiber, die eben an der Schutter entlang gingen, den Untersinkenden erblickten und muthig, mit Anstrengung aller Kräfte, aus der Todesnoth ihn retteten und in's Vaterhaus brachten.

Herr von Logbeck bewies die edelste Dankbarkeit gegen die Lebensretterinnen seines einzigen Sohnes und erzeugte ihnen eine Herablassung und Freundlichkeit, welche den thätigen Erweisungen seiner Dankbarkeit höheren Werth noch

verliehen. Er ging nämlich mit seinem Söhnlein in die ärmlichen Wohnungen der beiden Alten, dankte ihnen herzlich und bewilligte einer jeden für ihr ganzes Lebenlang, wöchentlich drei Gulden und eine Flasche Wein. Beide ließ er von Kopf zu Fuß neu kleiden, miethete für die Eine eine geräumige Wohnung und ließ die Stube der Andern mit neuem Boden belegen und gänzlich in guten Stand setzen. Sodann versprach er Beiden, weiter zu sorgen, wenn sie noch sonst etwas nöthig haben würden. Diese zarte Wohlthätigkeit war um so dankenswerther und gut angewandt, da die beiden in hohem Alter stehenden Frauen, ganz vereinsamt und verlassen, dürftig und kümmerlich längst schon gelebt hatten, kaum noch die ärmlichen Kleider sich anschaffen konnten und ihr Brennholz im Walde zusammensuchen mußten. Nun durften sie sich eines sorgenfreien Lebensabends erfreuen.

So führte der liebe barmherzige Gott die rettenden Weiber zur rechten, glücklichen Stunde an den brausenden Schutterbach, und erweckte in der Seele des hochbeglückten Vaters den festen Entschluß, seine Dankbarkeit auf eine so menschenfreundliche und liebevolle Weise zu bekunden.

Das seltsame Gemüse.

(In Straßburger Mundart.)

Emol, wenn, weiß ich nit genau,
Gehst im e Offizier iyn Frau,
Am Frydda, uff de Markt.
Sie isch noch gar nit hie bekant. . . .
Ball mit 'm Maul, ball mit d'r Hand
Nacht sie e G'schäftewerk;
Versuecht un mäkt un schammwilt viel,
D'r Yntauf duurt e gueti Wyl.
Jetzt endli will sie heime gehn;
Sieht noch e-n alti Frau dort stehn
Am Neue Markt, mit grüener Baar.
Diß schynt 're Keutroth, 's fallt 're-n-uff;
Sie tröut glich nooch 'm Prys au druff.
Uff dytsch? Ah ja, worum nit gar!
«De ce légume, bonne vieille,
Voulez-vous emplir ma corbeille?»
Sie wäre-n-eini. Wollfel isch's,
Diß neu Gemüse, ebbs grüen's un frisch's,
Un gar nit welsdi. D'Waddam draat
De ganze Kroom jetzt heim un saat:
«Jespère me régaler bien
De ce nouveau mets alsacien!»
E Pfändel Rindsfleisch duet sie dran,
Genue for sie un ihre Mann,
Un wie 's verschuunt het, Salz un Ziwölle
Un Junst Gewürz; sie juecht ze grüewole,
Daf uff's Lapeet ebbs Keut's sie bringt,
Un daß diß Fretcot guet gelingt.

Es locht un locht ball uemwer Hals un Kopf!
Sie macht d'rwylschit ihr Huushaltung im Kopf;
M'r saar, diß sei by Viele d'r Gebruch,
Sie mache nit gern d'weiche Händle ruck:

Duwe — hui!
Ante — psui!

Als nächder jetzt ruckt d'Esseszyt.
Sie untersuecht s'Gemües. — O weh! diß isch noch wyt,
Noch gar ze wyt jerud! 's will gar nicht weicher wäre!
s' brennt doch e Hellefyr! Sie klaaut: Que dois-je-
faire?

Je crois qu'il ne cuit pas du tout;
Les Allemands ont bien mauvais goût!

Diß isch e helles Kryß! G'schwind by d'r Huusfrau
suecht

Sie Trost un Roth, hätt' schier vor Zorn un Aertzer
g'suecht.

Ah! de grâce, montez, Madame,
Je suis dans un grand embarras!
J'ai beau faire une énorme flamme,
Mon légume ne cuira pas!

Ce matin déjà, de bonne heure,
Le pot a été mis au feu,
Je n'ai pas épargné le beurre,
Veuillez monter pour voir un peu!

Ihr g'falli Huusfrau geht mit nuff
Un deckt d'r Waddam s'Häsel uff,
Kriegt glich vor dem Gemües Respekt:
E Portion Schafting drinne steckt!

Das Armband.

(Mit einer Abbildung.)

Vor sechzig und etlichen Jahren lebte in einem mährischen Gebirgsdorse, nicht weit von der schlesischen Grenze, die arme Wittwe Halatschek mit ihrem einzigen Sohne, Joseph genannt. Bei seines Vaters jähem Tod, der beim Umhauen eines Baumes erschlagen worden, zählte der Knabe kaum zehn Jahre. Tief und schwer war der Kummer ob dem Verluste des Ernährers, aber die fromme Frau trug mit Geduld und stiller Ergebung das von Gott ihr auferlegte Kreuz. Hätte die Arme nur rüstig arbeiten können, so wäre die Noth nicht so groß gewesen, aber sie litt an heftigem und schmerzlichem Gliederreizen, das sie an ihr hartes Lager fesselte und nicht weichen wollte, trotz aller angewandten Hausmittel. Was Wunder, daß da bald die bitterste Armuth einzog in die Wittwenhütte!

Der Einsamen gewährte ihr Joseph die einzige menschliche Hülfe und Beistand. An ihm hatte sie ihre Herzensfreude. Er war aber auch ein prächtiger Junge, der seinen Gott und Heiland lieb hatte von ganzer Seele, und eben darum auch gern und willig that, was er konnte, um der kranken Mutter den Kummer und die drückenden Nahrungssorgen zu erleichtern. Er

melkte die Ziege und brachte die Milch zur Labung an's Krankenbett, kochte die Kartoffeln, welche er, mit Hilfe gutmüthiger Nachbarn, gepflanzt und eingeheimst hatte. Kurzum, er besorgte das kleine Hauswesen, so gut es ihm eben möglich war. Bei einer gefälligen Nachbarin hatte er spinnen, stricken und nähen gelernt, so daß er seine dürftige Kleidung zur Noth selbst ausbessern und in Ordnung halten konnte. Wenn er die Ziege an den Bergabhang führte zum Grasen, nahm er sein Strickzeug mit, um keine Zeit zu verlieren.

Schon bei Lebzeiten seines Vaters, also noch nicht zehn Jahre alt, war Joseph ein kühner und starker Kletterer, gleich einem Eichhörnchen. Er kletterte die steilen Thälwände hinauf, um die dort wachsenden Erdbeeren und Brombeeren zu sammeln und sie sodann der kranken Mutter zur Erquickung zu bringen. Im Herbst erstieg er die wilden Obstbäume auf dem Felde und brachte manches mit Früchten gefülltes Säckchen mit heim. Daher kam's denn auch, daß der Jäger des Grafen, des Gutsherrn, dessen stattliches Schloß ganz in der Nähe des Dorfes stand, sich manchmal an den kecken Jungen wandte, wenn er das Nest eines Raubvogels ausgenommen haben wollte, oder sonst einen schwierigen Auftrag zu besorgen hatte. Der kluge Knabe war zu Allem prächtig zu gebrauchen und that gern, was der Jäger von ihm verlangte, denn dieser gab ihm gewöhnlich einige Kreuzer und zudem noch die Erlaubniß, im herrschaftlichen Wald das dürre Holz zu sammeln.

Im Schlosse hatte man lange eine zahme Dohle oder Krähe gehegt, welche den gräßlichen Kindern großes Vergnügen verschafft hatte. Der Vogel starb zum bitteren Leidwesen seiner jungen Gönner, die sich gar nicht wollten trösten lassen. Darum trug der Graf seinem Jäger schließlich auf, wieder eine noch nicht ausgewachsene Dohle herbeizuschaffen und versprach ihm dafür eine gute Belohnung. Nun befand sich just auf dem Kirchturme des Dorfes ein Dohlenest, das einzige im ganzen Revier, aber da hinaufzusteigen, getraute sich der alte Jäger nicht, das wäre eine halsbrechende Arbeit für ihn gewesen. Er fragte daher den stinken Joseph, ob er den Nuth hätte bis zum Neste zu klettern und die Jungen herauszuholen; er würde ihm gern einen blanken Gulden für das Wagniß geben. Das dachte dem armen Knaben viel, viel Geld, und was würde die liebe Mutter große Freude haben, wenn er ihr einen ganzen Gulden brächte! Er ging drum mit dem Jäger auf den Kirchturm, um sich das Ding anzusehen und wie's möglich

sein könnte, zum Neste zu gelangen. Hoch oben über der Thurmlicke befand es sich in einer Vertiefung der Mauer; man konnte die Jungen freisich hören und sogar sehen, wenn sie die schwarzen Köpfschen hervorstreckten. Der Knabe guckte lange forschend hinauf und meinte endlich: „Das Ding kann gehen, wenn man sich recht dabei benimmt. Droben neben dem Neste, etwas höher noch, steckt ein eiserner Haken. Wenn man ein Seil hätte, lang genug, so könnte man eine Schlinge daran machen, mit welcher man vielleicht den Haken erreichen würde; dann hänge man das andere Ende des Seils im Thurme fest und könnte dran hinauf klettern. Aber gefährlich bleibt's immer, und ob's gelingen wird, weiß ich nicht. Vor Allem aber muß ich erst meine Mutter fragen, ob sie mir's erlaubt.“

Dabei blieb der wackere, kindlich gehorsame Knabe, wenn auch der Jäger es ihm aus dem Sinne zu reben suchte. Er mußte, das ließ er sich nicht nehmen, vorerst die Erlaubniß der Mutter haben zu dem gewagten Klettern. Beide verließen miteinander den Thurm; der Jäger suchte ein starkes Seil zu bekommen und Joseph ging zur lieben Mutter. Anfänglich wollte die besorgte Frau nichts wissen von dem, wie sie sagte, tollkühnen Vorhaben. „Freilich“, meinte sie, „der Gulden käme uns schon zu gute, doch dafür sollst Du dein Leben nicht wagen. Der barmherzige Gott kann uns auch auf andere Weise Brod verschaffen.“

„Wohl wahr,“ erwiderte der Knabe, „aber vielleicht will Er es gerade auf diese Art thun. Ich fürchte mich durchaus nicht, bekomme niemals den Schwindel. Wenn der eiserne Haken fest bleibt, so kann ich nicht fallen, und das wollen wir untersuchen, bevor ich zum Neste klettere. Willst du mir's nicht erlauben, lieb Mütterchen?“

Nach langem Zögern und Ueberlegen, sagte die Mutter endlich: „Nun, in Gottes Namen! Aber sei nur recht behutsam, mein Lieber! Komm, wir wollen vorher noch zusammen beten!“

— Joseph kniete andächtig nieder am Krankenlager. Und nun betete die fromme Mutter recht herzlich und inbrünstig, daß der gnädige Gott ihr Kind bewahren und behüten wolle. Als sie glaubensvoll das Amen gesprochen, bat der Knabe: „Mutter, segne mich noch!“ Solches geschah. „Nun fürchte ich mich gar nicht mehr!“ rief der Knabe getrost, gab der Mutter noch einen Kuß und ging behend davon. Der Kranken stilles Gebet begleitete ihn.

Jetzt ging's wieder selbender auf den Kirchturm. Der Jäger hatte ein starkes Seil mitgebracht, an dessen einem Ende sich schon die

Schlinge befand, welche an den Haken geworfen werden sollte, was nach etlichen vergeblichen Versuchen endlich gelang. Beide zogen nun aus Leibeskraften an dem Stricke, um die Haltbarkeit des Hakens zu erproben, welcher nicht im Geringssten nachgab und fest in der Mauer zu stecken schien. Nachdem das untere Ende des Seils im Thurme befestigt worden, kletterte der beherzte Knabe flink hinaus und ebenso behend hinauf zum Dohlenneste. Er fand in demselben zwei fast ausgewachsene Junge, die er in einen kleinen Sack steckte, den er eigens beschworen umgehängt hatte. So weit war's glücklich gegangen, doch als Joseph nun abwärts stieg und noch einmal hinauffschaute, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß der verrostete Haken ansing nachzugeben und weit sich herabbog. Große Angst überfiel den armen Knaben, allein er verlor die Besinnung nicht, sondern glitt so rasch als möglich herunter. Der Jäger hatte das Lockerverben des Hakens ebenfalls bemerkt, weil das Seil schlaffer wurde, und streckte drum seine Arme weit und hoch hinauf, um Joseph schnell zu fassen und in den Thurm hereinzuziehen, was auch glücklich gelang. Mit dem Geretteten kam auch das Seil herein, in dessen Schleife der Haken hing, welcher durch den kräftigen Ruck und Zug völlig losgelöst worden war.

„Gott sei Lob und Dank, daß Alles ein glückliches Ende genommen hat!“ rief der erschrockene Mann: „das hätte gar schlimm ausfallen können!“ Joseph aber fiel auf seine Kniee und dankte dem Herrn unter heißen Thränen, daß er ihn behütet und gnädiglich errettet hatte. Dann öffnete er das Säckchen; der eine junge Vogel war von dem Jäger, beim hastigen Anfassen des sinkenden Kletterers, erdrückt worden; doch der andere war ganz munter. Nun erhielt Joseph den versprochenen Gulden und sprang fröhlich zu seiner harrenden und bangenden Mutter, ihr das mit Lebensgefahr verdiente Geld zu bringen. Die kranke Frau hatte große Freude ihren Sohn wohlbehalten eintreten zu sehen. Wie erschrocken sie aber, als sie den ganzen Verlauf des gelungenen Wagstücks erfuhr! „Der Herr unser Gott sei gelobt!“ betete sie mit Inbrunst; „Er hat Seinen Engel gesandt zu deinem Schutze! Aber“, setzte sie hinzu, „nun versprich mir auch, daß du dich, liebes Kind, niemals wieder in derlei Gefahren begeben wirst. Man darf den Allmächtigen nicht versuchen und wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um!“

Solches versprach Joseph von ganzem Herzen. Er holte nun ein rundes altes Ding aus seiner Hosentasche hervor und gab's der Kranken mit

den Worten: „Da sieh einmal, lieb Mütterchen, was ich noch in dem Neste gefunden habe. Was es ist, weiß ich nicht, aber ich nahm es doch mit, um dir's zu zeigen.“ Als die Mutter den Fund betrachtete, erschrak und erleichte sie fast noch mehr als bei der Erzählung der Todesgefahr und hatte Mühe sich zu fassen. Endlich erhob sie ihre Hände mit freudestrahlendem Blick und sagte: „Dank sei Dir, Du ewiger und gerechter Gott, daß Du auch diese verborgene Sache an's Licht gebracht hast und dadurch unsern Namen wieder ehrlich machest vor den Menschen!“

Joseph konnte gar nicht der Mutter tiefe Erregung begreifen und schaute forschend und fragend sie an.

„Was du droben im Dohlenneest gefunden hast“, begann endlich die Kranke. „ist ein goldenes Armband mit zwei kostbaren Perlen. Du mußt es heut Abend putzen und säubern, damit es seinen früheren Glanz wieder erhalte, und morgen früh trägst du's hinauf in's Schloß zu dem Herrn Grafen, gibst es aber nur in seine Hände. Bis dahin schweigst du von der ganzen Sache gegen Jedermann. — Weiß der Jäger etwas von diesem Funde?“

„Nein, Mütterchen“, war Joseph's Antwort; „erst hatte ich allzu großen Schrecken, und später hielt ich's nicht der Mühe werth ihm das alte Ding zu zeigen; ich dachte mir, er würde mich nur tüchtig anlachen, daß ich den Bettel eingesteckt und mit herabgenommen habe.“

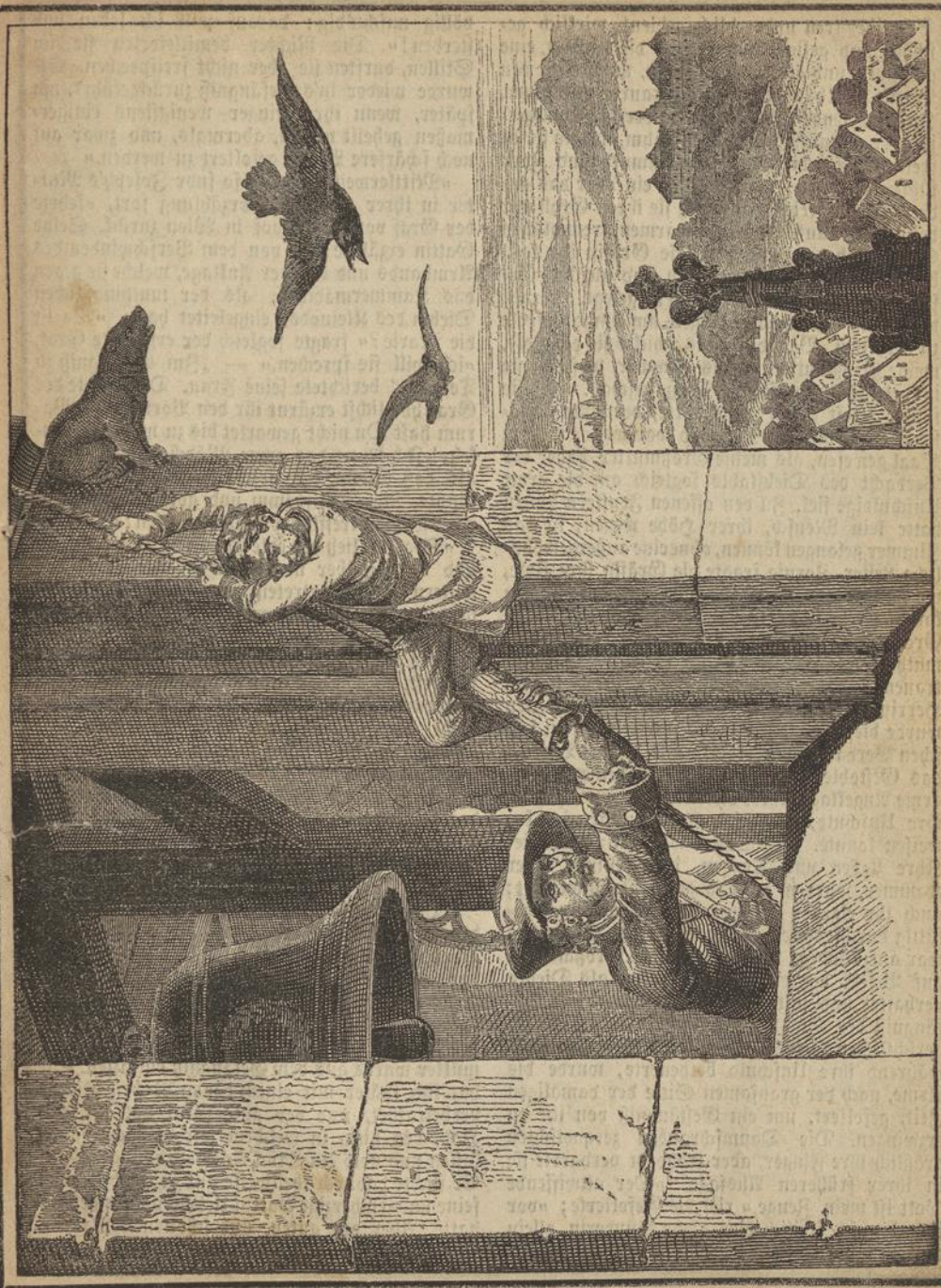
„Dieses Armband“, erklärte Frau Halatscheff weiter, „hat über unsere Familie große Schmach und viel Elend gebracht. Hast vielleicht selber schon etwas davon erfahren?“

„Die Dorfknaben“, klagte nun Joseph, „haben mich oftmals damit aufgezoogen und gehänselt, daß ich aus einer Diebsfamilie stamme; ich wollte dir's nie sagen, um Dir dadurch keinen Kummer zu machen. Ist's vielleicht das, was Du meinst?“

„Freilich ist's das“, bestätigte die Kranke, und ich will dir's heute noch erzählen.“

Am Abend putzte der Knabe das Armband sorgfältig und mit großer Vorsicht, um es nicht zu beschädigen. Bald erglänzte und funkelte das edle Gold immer heller und heller im Scheine der kleinen Dellampe. Nun begann die Mutter folgende Erzählung:

„Meine Großmutter selig, mütterlicherseits, hat vor langen, langen Jahren bei der gräflichen Familie droben als Kammerjungfer gedient; doch war ihr leider das Loos hier nicht auf's Lieblichste gefallen! Der Graf zwar, der Vorfahr unseres jetzigen Herrn, war immer wohlwollend gegen sie, da er ihren Vater, welcher ihm als



Das Krumband.

Witterchen
 n habe Wei
 es hoch mit
 ter den Him
 sie jaht mit
 bedogefair un
 erioob sie ier
 et und jage
 crechter Got
 che an's Eidi
 nien miher

itter tieje Go
 bend und fro

eft gefunden
 ein goldenes
 n. Du mußt
 damit es
 ze, und mor
 bleib zu dem
 jeine Hände.
 angen Sog
 lüger etwad

Antwort;
 und spiter
 um das alte
 würde mich
 Bettel cu-

halafschet
 ge Schmach
 nicht selber

lehen. Schon
 ehinjeit, dog
 ; ich wolte
 men Kummer
 Du mein
 die Krank,
 n.

es Krumband
 um es nicht
 jumelte das
 er im Scheine
 die Mutter

terlichgejeit,
 der grüßlichen
 geben; doch
 et auf's Lieb
 der Borfah
 wehswollen
 über ihm als

Schreiber treu und redlich gebient, wirklich geschätzt und geliebt hatte. Aber die Gräfin, eine gar stolze und gebieterische Frau, machte ihr den Dienst und das Leben höchst traurig und sauer. In Anwesenheit ihres Gatten, der die Kammerjungfer gutmüthig in Schutz nahm, wagte sie es freilich nicht, dieselbe ihren Unmuth und Zorn fühlen zu lassen; war er aber ein oder das andere Mal verreist, dann ließ sie ihren Groll nur desto stärker aus. An einem warmen, freundlichen Sommerabend hatte die böse Gräfin ihr kostbares Armband abgenommen und auf das Gesims des offenstehenden Fensters gelegt. Hierauf war sie in die Küche gegangen, um einige Befehle zu ertheilen. Von dort aus schickte sie die Zofe, meine Großmutter, in das Zimmer, woselbst sie ihr etwas holen sollte. Dieß geschah. Als sie später selbst dahin zurückkehrte, vermischte sie sofort das Armband. Niemand war weiter in dem Saal gewesen, als meine Großmutter, daher der Verdacht des Diebstahls sogleich auf die arme Unschuldige fiel. Zu den offenen Fenstern hinein hatte kein Mensch, ihrer Höhe wegen, in das Zimmer gelangen können, ohne eine außergewöhnliche Leiter. Zornig fragte die Gräfin ihre Zofe, wo sie mit dem Armband hingekommen sei. Du kannst dir leicht denken, lieber Joseph, daß meine Großmutter gewaltig erschrocken über diese unvernünftige Frage, aus der sie sogleich das Mißtrauen und den bösen Argwohn ihrer stolzen Herrin merken konnte. Durch dieses Erschrecken wurde dieselbe noch mehr bestärkt in ihrem falschen Verdacht und forderte mit harten Worten das Gestohlene zurück. Natürlich behauptete die arme Angeklagte unter vielen und heißen Thränen ihre Unschuld, die sie jedoch leider gar nicht beweisen konnte. Der Schein war ganz wider sie! Ihre Kasten und Truhen, jeder Winkel ihrer Kammer, wurden auf das genaueste untersucht; auch ihr eigenes Zimmer ließ die Gräfin sorgfältig durchsuchen. Keine Spur des Armbands war aufzufinden! Da wurde meine Großmutter, auf Befehl der erbitterten Gräfin, als Diebin verhaftet und mit gefesselten Händen in's Gefängniß der Stadt Teschen geführt. Da sie im gerichtlichen Verhör, der Wahrheit gemäß, fortwährend ihre Unschuld behauptete, wurde die Arme, nach der grausamen Sitte der damaligen Zeit, gefoltert, um ein Geständniß von ihr zu erzwingen. Die Daumschrauben zerquetschten gräßlich ihre Finger, aber trotzdem verharrte sie in ihrer früheren Aussage. „Der allwissende Gott ist mein Zeuge,“ rief die Gefolterte; „vor ihm bin ich freilich eine arme Sünderin, allein an dem mir zur Last gelegten Diebstahl bin ich

völlig unschuldig; darauf will ich leben und sterben!“ Die Richter bemitleideten sie im Stillen, durften sie aber nicht freisprechen. Sie wurde wieder in's Gefängniß zurückgeführt, um später, wenn ihre Finger wenigstens einigermaßen geheilt wären, abermals, und zwar auf noch schärfere Weise, gefoltert zu werden.

„Mittlerweile jedoch,“ so fuhr Joseph's Mutter in ihrer traurigen Erzählung fort, „kehrte der Graf vom Kaiserhof in Wien zurück. Seine Gattin erzählte ihm von dem Verschwinden des Armbands und von der Anklage, welche sie gegen das Kammermädchen, als der muthmaßlichen Diebin des Kleinods, eingeleitet hatte. „Wo ist die Marie?“ fragte sogleich der erstaunte Graf, „ich will sie sprechen.“ — „Im Gefängniß zu Teschen,“ berichtete seine Frau. Da machte der Graf höchlichst erzürnt ihr den Vorwurf: „Warum hast Du nicht gewartet bis zu meiner Heimkehr! Ich kenne das arme Mädchen viel zu gut, als daß ich ihr eine solche Frevelthat zutrauen könnte. Marie ist fromm und gottesfürchtig, gerade wie ihr trefflicher Vater gewesen!“

„Sogleich ließ der edle Graf sein Pferd satteln und ritt hinüber nach Teschen. Als er in den düstern Kerker getreten war, fragte er die Gefangene feierlich und ernst: „Sage mir, mein Kind, als wenn Du in der Gegenwart Gottes, unseres Heilandes und vor Deinem seligen Vater ständest, ob Du von dem abhanden gekommenen Armband etwas weißt!“ — Unter Thränen wohl, aber fest und bestimmt, antwortete sie: „Nein, Herr Graf! Ich habe es auf dem Gesims liegen sehen, aber mit keinem Finger berührt. Wohin es gekommen ist, weiß ich nicht; das weiß Gott allein!“ — „Die Sache ist mir ganz unbegreiflich,“ sagte der Graf, „jedoch ich will Dir gerne glauben! Der Herr sei mit Dir!“

„Der mitleidige Mann beantragte hierauf bei dem Obergericht die Freilassung der armen Gefangenen. „Das Mädchen ist unschuldig!“ rief er; „sie hat das Armband nicht gestohlen; ich bürgе dafür mit meiner Ehre!“ Nach kurzem Zögern willfährte der Richter dem Verlangen des ehrenhaften und hochgestellten Grafen. Meine Großmutter wurde aus dem Gefängniß entlassen. Sie hat sich später mit einem der gräßlichen Diener verheirathet, und der gute Graf hat ihr das Häuschen hier, in welchem wir wohnen, bauen lassen und noch ein Stück Ackerfeld dazu geschenkt. Er suchte dadurch theilweise gut zu machen, was seine unarmherzige Gattin Uebels an ihr gethan hatte. Aber den guten, unbescholtenen Namen, ihre Ehre vor den Menschen, konnte er der

Schweregeprüften leider nicht wiedergeben! Die Leute glaubten doch, und sagten es auch, daß nur des Grafen große Gutmüthigkeit die Diebin geschügt und gerettet habe vor der wohlverdienten Strafe. Viel und schwer mußten meine Großeltern unter diesem argen Verdachte leiden. Auch auf meinen Eltern blieb die Schmach und Schande des Hauses haften! Und du, mein Sohn, hast es selbst erfahren, daß man es auch heute noch uns nachträgt, was deine Urgroßmutter einst verbrochen haben sollte. Nun aber ist unsere Schmach endlich von uns genommen und wir haben wieder einen ehrlichen Namen vor allen Leuten. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich!«

Der geneigte Leser mag sich denken, mit welcher Aufmerksamkeit und Theilnahme die Erzählung der lieben Mutter angehört wurde. Joseph freute sich herzlich, daß sein gefährliches Klettern einen so guten Ausgang gewonnen hatte. Vor lauter fröhlichen Gedanken konnte er diesmal lange nicht einschlafen und im Traume noch hatte er's mit dem Dohlenest, dem Armband und mit der ungeschulbigen gefolterten Urgroßmutter zu thun.

Der mütterlichen Weisung folgend, melbete sich am andern Morgen der Knabe auf dem Schloß. Er wolle, sagte er, mit dem Herrn Grafen reden, dem er etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Höchst verwundert schaute der Diener ihn an und erfüllte seine Bitte nach kurzem Zögern. Joseph wurde nun vorgelassen und überreichte dem freundlichen Grafen das zwißernde Armband. Zugleich berichtete er ganz bescheiden, aber recht treuherzig, wie und wo er dasselbe gefunden habe. Dem Grafen traten Thränen in die Augen und tief ergriffen rief er: „Im Dohlenest also! Ja, nun wird mir alles klar! Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß die Dohlen vom Kirchturme zuweilen auf das Fensterbrett flogen, um das dort ihnen hingelegte Futter zu holen. Also hat mein Großvater doch Recht gehabt, daß er an die Unschuld des angeklagten Kammermädchens glaubte und sie vertheidigt hat gegen Jedermann. Warum haben nur die Großeltern niemals an die diebischen Vögel gedacht! So lieb mir auch das Armband ist, als werthvolles Familienstück, so freut's mich doch weit mehr noch, daß die Unschuld endlich an den Tag gekommen ist!«

Des Grafen Gattin und Kinder wurden herbeigerufen; sie mußten Alle das merkwürdige Armband sehen und die eben so merkwürdige Geschichte erzählen hören, in welcher Josephs glücklich bestandenenes Wagstück allgemaine Theilnahme erweckte. „Wahrlich,“ rief die Gräfin aus,

„da hat der Herr seinen Engeln Befehl gegeben über dir, daß sie dich behüteten und auf den Händen trugen!«

„Gerade das hat auch meine liebe Mutter gesagt,“ meinte der treuherzige Knabe, und solches machte der Schloßherrschafft innige Freude. Der Graf öffnete seinen Schreibtisch, nahm eine Geldrolle heraus und gab sie Joseph mit den Worten: „Bringe das deiner lieben Mutter; grüße sie freundlich von uns und sage ihr, das sei nur eine kleine Zahlung auf Abschlag. Ich will eurer nicht vergessen und treulich für euch sorgen. Du hast mir gesagt, deine Mutter sei krank, sonst wäre sie selbst zu mir gekommen und hätte das Armband gebracht; vertraue mir alles getrost an und sage mir wie's euch geht! Joseph fing an zu erzählen, wie die Mutter immer das Bett hüten müsse und wie's gewöhnlich gar knapp zugehe in ihrem Häuschen daheim. Als er fertig war, trocknete die gute Gräfin Thränen des Mitleids ab und sprach: „Sage deiner lieben Mutter, ich werde ihr etwas Gutes schicken zum Mittagessen und sie von Zeit zu Zeit besuchen. Grüße sie recht herzlich!«

Ueberglücklich eilte der wadere Junge mit großen Sprüngen den Schloßberg hinab, damit er desto schneller zum lieben Mütterchen komme und alles ihr erzählen könne. Das war eine Freude in dem armen Häuschen! Fünfundzwanzig blanke Gulden enthielt die mitgebrachte Geldrolle! Für Einen Gulden hatte Joseph, aus Kindesliebe, sein Leben gewagt, und der treue Gott hat nun gnädig durchgeholfen über Bitten und Verstellen! Ihm sei Lob und Preis und Dank!

Es kam noch besser. Zu Mittag erschien eine Dienerin aus dem Schlosse mit einem großen Korbe, in welchem allerhand Speisevorräthe lagen, wohl für eine ganze Woche lang. Zugleich ließ der Graf sagen, Joseph möge des andern Morgens wieder zu ihm kommen, was natürlich nicht verabsäumt wurde. Beim Eintritt in des Grafen Zimmer erblickte der Knabe auch den Pfarrer des Dorfes, der, einer Einladung zufolge, auch zur selben Zeit im Schlosse sich eingefunden hatte. Auf den Wunsch des Grafen hin, ließ der Pfarrer den Jungen deutsch und böhmisch lesen, prüfte ihn im Katechismus und in der biblischen Geschichte und, zum Schluß, mußte er auch noch etwas schreiben und rechnen. Die Prüfung fiel ganz günstig aus. Besonders war Joseph, was er hauptsächlich seiner frommen Mutter zu verdanken hatte, wohl bewandert im Katechismus und in der biblischen Geschichte, worüber der Graf seine Zufriedenheit bezeugte.

Der Geprüfte wurde drauf in's Vorzimmer hinausgeschickt, um dafelbst auf weiteren Bescheid zu warten. Er zerbrach sich fast den Kopf über dem Grübeln und Sinnen, was dies alles wohl möge zu bedeuten haben. Als er wieder hineingerufen worden, sagte der Graf zu ihm: „Mein Lieber, ich habe mich entschlossen, dich etwas Ordentliches lernen zu lassen. Der Herr Pfarrer hier wird dir von nun ab täglich Unterricht ertheilen daheim bei sich. Wir meinen es herzlich gut mit dir, und ich hoffe, du wirst aufmerksam und fleißig sein und auch durch dein sittsames Betragen uns erfreuen.“

Als Ehrenmann hat der Graf sein Versprechen gehalten und sich auch in seinen Erwartungen, Joseph betreffend, nicht getäuscht, welcher bei dem guten Pfarrer die erfreulichsten Fortschritte machte, also daß sein edler Beschützer für gerathen fand, ihn das Gymnasium in Teschen besuchen zu lassen.

Auch für die arme Kranke wurde menschenfreundlich geforgt. Auf seine Kosten schickte der Graf die Wittve Halatsched nach dem Badeort Teplitz, dessen warme Heilquellen ihr Linderung der Schmerzen und Besserung verschafften, so daß sie ihr kleines Hauswesen wieder selbst besorgen konnte.

Und was ist schließlich aus Joseph geworden? wird der geneigte Leser fragen. Nun, als er mit den besten Zeugnissen das Gymnasium verlassen und große Lust hatte Theologie zu studiren, erfüllte sein Wohlthäter auch noch diesen Wunsch und ließ ihn die Univerſität besuchen. Nach beendigten Studien, zum Predigtamte reis, kehrte der junge Mann in sein heimatliches Dorf zurück, stand dem alten fränklichen Pfarrer, seinem lieben Lehrer, helfend zur Seite und wurde später dessen würdiger Nachfolger. Wunderbar sind des Herrn Wege!

Der Herr hat Alles wohlgemacht
Und Alles, Alles recht bedacht:
Gebt unserm Gott die Ehre!

Das Cruzifix.

(Aus der Zeitschrift für Kinder: Jugendfreunde.)

Manchen Lesern ist bekannt, daß in der Revolution in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das französische Volk einmal nach Versailles zog, wo sich der königliche Hof aufhielt, und in dem Schlosse Thaten verübte, die man nicht gern erzählt. Damals wurde gestohlen und geraubt; und mancher, der dabei war, hat sich später geschämt und ist seines Raubes nicht froh geworden. Unrecht Gut gebeiht nie, weil es den Fluch Gottes in sich trägt.

Ein Gewürzkrämer, der auch dabei war, hatte unter anderen Dingen ein in den Noth getretenes Cruzifix aufgerafft und mitgenommen. Er hatte gemeint, er hätte was Rechtes erwischt; aber es schien ihm nichts werth. Während darüber, daß er sich mit dem schmutzigen Ding geplagt, warf er es in eine Ecke unter altes Gerümpel. Da lag es bis zum Jahre 1834, in welchem er starb. Frau und Kinder hatte er nicht; daher ließen seine Anverwandten Hab und Gut durch einen Notar versteigern.

Die Leute aus der Vorstadt kamen zusammen, und die Versteigerung begann.

In dieser Vorstadt wohnte ein blutarmer junger Maler. Er war sehr geschickt, hatte jedoch kein Geld, auch keine vornehmen guten Freunde, die ihn empfehlen konnten — denn ohne dieses geht es in Paris nicht. Brodlos saß er in seinem engen Dachkammerlein in der Vorstadt Saint-Antoine und verzweifelte fast. Doch in der letzten Zeit hatte ein Wirth seinen Tanzsaal ausmalen lassen; denn da er fast verhungert war, so fand er's nicht zu geringe, einen Tanzsaal auszumalen.

Eine fromme Mutter hatte ihn aber frühe beten gelehrt; und die Noth, welche er litt, setzte das gute Werk in ihm fort. Er war fromm und blieb es. Das war in Paris eine Seltenheit. Zwar spotteten seine Bekannten über ihn, daß er den Sonntag heiligte und in die Kirche ging; aber dem ersten Zuge seines Herzens und Gewissens blieb er treu.

Bis jetzt hatte der junge Mann auf einem Strohsack ohne Leintuch geschlafen. Diesmal aber hatte er beim Ausmalen des Saales Geld verdient und wollte es nützlich anwenden. Als er von der Versteigerung in seiner Nachbarschaft hörte, erkundigte er sich und vernahm, der Gewürzkrämer sei ein sehr reinlicher Mann gewesen, habe ein noch neues gutes Bett und auch Leintücher dazu hinterlassen, die er wohlfeil würde ersteigern können. Der junge Maler überschlug seine Kasse. Dreihundert Franken hatte er verdient, aber für Kleider und Hemden, Schuhe und Stiefeln, bereits ein Ziemliches davon ausgegeben. Doch fand er noch hundert Franken vor.

Wirst du dafür ein Bett kriegen? fragte er sich mit schweren Sorgen und Aengsten. —

Auf solchen Versteigerungen, die alle Tage zu Hunderten in der großen Stadt vorkommen, geht's manchmal seltsam zu. Sind viele Liebhaber da, so wird das alte Gerölle theuer; fehlt es daran, so kommt das Gute um ein Geringes an den Mann.

So war's bei der Versteigerung des alten Gewürzkrämers (des Italieners, wie man bei

uns zu Lande sagt) auch. Der Maler ersteigerte das gute Bett, nebst dazu gehörigem Weißzeuge, für 75 Franken. Sein Herz jubelte. Sogleich zahlte er aus und ließ sich alles in seine Wohnung tragen. Kein König war glücklicher wie er. Nun blieben ihm noch 25 Franken.

Geh' noch einmal auf die Versteigerung! sagte er zu sich selbst, vielleicht kannst du noch etwas wohlfeil an dich bringen.

Er geht wieder hin; aber die Versteigerung ist nahe zu Ende. Nur noch altes Gerümpel und Gerölle, das in der Ecke des Speichers liegt, wird unter Spotten und Lachen ausgeben. Da kommt auch ein Cruzifix, mit Staub und dickem Schmutz bedeckt, an die Reihe. Es geht von Hand zu Hand durch die Versammlung.

Es ist von Blei! ruft Einer: ich gebe einen halben Franken dafür.

Und ich einen ganzen Franken! ruft ein Anderer. Unsem Maler durchrieselte es eiskalt. Entziehe der Rohheit das Bild des Heilandes, das Zeichen des Kreuzes! dachte er und bot laut: Fünf Franken!

Der Notar reichte es ihm mit einer spöttischen Verbeugung. Aber der fromme Jüngling zahlt sein Geld, nimmt unter allgemeinem Lachen das Cruzifix in Empfang und geht heim in sein Dachstübchen, voll Mergel und Schmerz über die Rohheit dieser Menschen. Seine Wirthin hatte ihn unterdessen das Bett frisch überzogen und eingerichtet. Er stellt das Cruzifix auf einen Eckisch, macht noch einen Spaziergang, legt sich dann bei Zeiten nieder und schläft wie ein König.

Als er am andern Morgen, nach köstlicher Ruhe, erwacht, fällt sein erster Blick auf das schmutzbedeckte Cruzifix.

Er denkt: Reinige es einmal!

Nun nimmt er eine Bürste und beginnt von dem Fußgestelle desselben den Koth zu entfernen. Da kommen Buchstaben zum Vorschein; er reinigt sie vollends und . . . was ist das? „Benvenuto Cellini“ liest er mit größtem Erstaunen.

Benvenuto Cellini war zu Florenz geboren und ein kunstreicher Mann, besonders in getriebener Arbeit. Er war ein hochgeehrter Künstler, der meist nur für Fürsten und Könige arbeitete, und da seine Arbeiten wahre Kunstwerke waren, so wurden sie ungemein theuer bezahlt. Auch dieses Cruzifix war durch eine Königin von Frankreich nach Paris und dann in das Schloß von Versailles gekommen. Wäre es nur aus Kupfer gewesen, so hätte es als eine Arbeit des berühmten italienischen Künstlers einen hohen Werth für jeden Sachverständigen gehabt.

Doch der arme Maler wußte, daß Benvenuto

Cellini nur in Gold und Silber gearbeitet hatte, und dachte gleich, da stecke etwas dahinter.

Nun machte er sich, vor Freude zitternd, daran, das Cruzifix zu reinigen, und bald glänzte ihm ein herrliches Kunstwerk aus gebiegenem Golde entgegen! Wer beschreibt uns seinen freudigen Schrecken?

Ihm gegenüber wohnte ein Goldschmied. Zu dem geht er und zeigt ihm sein Cruzifix.

Herr! ruft dieser, Sie sind ein reicher Mann! Der alleinige Werth des Goldes ist etwa 50,000 Franken. Die will ich Ihnen gerne heute noch dafür geben. Wird Ihnen aber auch noch der Kunstwerth bezahlt, so mögen Sie ohne Zweifel auf 60,000 Franken zählen und noch mehr, je nachdem der Liebhaber ist. — Ich habe mancherlei Verbindungen am Hofe und will Ihnen behülflich sein.

Das nahm der Maler dankbar an, und schon am Nachmittage wurde er zum Könige beschieden. Er nahm sein Kunstwerk unter den Arm und wanderte frohen Muthes in das Schloß.

Als der König das Cruzifix sah, war er außer sich vor Bewunderung und kaufte dasselbe für 60,000 Franken. Er sprach aber auch mit dem Künstler über seine Malerei. „Sie können morgen kommen und mein Bild malen!“ mit diesen Worten entließ er den jungen Mann. Der stellte sich zur rechten Zeit ein und vollendete das Bild des Königs zu seiner größten Zufriedenheit.

Bald war der Name des bisher unbekanntenen Malers in aller Leute Mund. Er bekam zahlreiche Bestellungen auf Bilder, und sein Glück war gemacht. Wir aber fagen: Das war Gottes Finger.

Der Unbekannte.

(Aus den „Prosamen“ von L. Josephson.)

Nach dem Rückzuge der Franzosen in Spanien hatten diese einen schweren Weg durch einen Engpaß von Caleile bis Mataro zu machen; über sich Berge, von denen spanische Scharfschützen aus ihrem Versteck feuerten; neben sich das Meer, von dem aus englische Kreuzer die Flüchtlinge beschossen, die in dünnen Reihen vorbeizogen, bis sie unter die Kanonen von Mataro kamen, die bald die englischen Schiffe zum Wenden nöthigten. Lieutenant Hoch, von der vierten Kompagnie aus Düsseldorf, unterhielt sich gerade mit der dicken Marktenderin, die auf einem Esel ritt und ihr Branntweinfäßlein hinter sich hatte; und ihre Unterhaltung war auf einmal aus, denn eine Paßkugel flog in's Fäßlein und von da in den Leib des Weibes und des Esels und des Lieutenants; und das Fäßlein war auf einmal leer, und die drei waren todt in derselbigen Minute.

Abends wurden zwei Züge Voltigeurs befehligt, die Verwundeten aufzusuchen, die Todten aber zu begraben, und der Regen goß in Strömen hernieder.

Zwei Westphalen hatten mit vieler Mühe ein Feuer angezündet und wärmten sich baß an demselben und legten Holz nach, das sie aus weiter Ferne herbeigeholt. Da tritt ein dritter Mann, vom Regen triefend, herbei, und nimmt den besten Platz am Feuer ein und sagt nichts. Der eine Westphale sagt aber: „Guter Freund, wenn du dich wärmen willst, hole auch Holz heran;“ und als Jener schweigt, stößt er ihn hinweg, daß er rücklings in den Sand gleitet. Der Gefallene aber richtet sich auf, schlägt seinen Mantel auseinander, und die Westphalen präsentiren vor dem Manne mit den vielen Sternen auf der Brust, denn es ist der Marschall Soult gewesen. Der aber setzt sich wieder an's Feuer, heißt die Leute sich nicht geniren, und verläßt sie gegen Morgen, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Als es jedoch Tag worden war, werden die beiden Voltigeurs zur Hauptwache abgeholt und von da in's Palais des Marschalls Soult geführt, das sie voll Angst betraten. Inbeß das Herz wird ihnen bald leichter, als sie ein Zimmer angewiesen erhalten, in welchem sie sich die bereit liegenden trockenen Kleider anlegen müssen. Dann wird ein gutes Frühstück aufgetragen, und als der letzte Teller abgehoben wird, findet ein Jeder einen blanken Napoleond'or darunter und ein Paq Cigarren dazu, ächte Manilla, wie sie in Westphalen nimmer wachsen, und können dann ihrer Wege gehen.

Item, nimm die, so im Glend sind, in's Haus und an deinen Heerd, und denke, wenn der Bettelmann seinen Mantel zurückschlagen würde, stände der vor dir, der zwar nicht Sterne auf seiner Brust, aber ein Kreuz auf seinem Rücken trägt, und der den Trunk Wassers, um seinetwillen gegeben, besser lohnt als mit einem Goldstück und ächten Manilla's.

Der letzte Gruß.

Zubel herrscht im alten Rom,
Alles strömt zum Hippodrom¹:
Christen sollen wieder heute
Einer wilden Bestienmeute
Vorgeworfen sein als Beute.

In dem Circus finden kaum
Al die vielen Menschen Raum;
Auf den Stufen wach Gedränge!
Und es wird die dicke Menge
Ungebuldig auf die Länge.

¹ Dieses Wort stammt aus dem Griechischen und bedeutet: Wagenrennen, Rennbahn, ursprünglich das Atheniensische Wettrennen mit Pferden und Wagen.

Nach dem Blutbad sehnt sich recht
Das verweichlichte Geschlecht
Grausamholzer Römerinnen,
Die auf Christenmord nur sinnen —
Wird das Schauspiel bald beginnen?

Endlich öffnet sich das Thor
Und ein Mädchen tritt hervor:
Schöner gibt's in der Gemeine
Der Befenner Jesu keine —
Schade für die arme Kleine!

Gulda steht sich, bleich und stumm,
Nach den wilden Thieren um
Und erblickt sie ohne Zittern,
Wie sie hinter Eisengittern
Schon die ledre Beute wittern.

All die Bestien, sprungbereit,
Harren brüllend. Wann ist's Zeit?
Löwen schütteln ihre Mähnen,
Tiger, Panther und Hyänen
Fletschen gierig mit den Zähnen.

Gulda schreckt der Anblick nicht;
Ruhig bleibt ihr Angesicht,
Nährend'schön von stiller Trauer —
Durch die Reiben auf der Mauer
Bebt ein leiser Mitleidschauer.

Und von einer Stufe Rand
Fällt, vielleicht von Freundeshand,
Eine Rose ihr zu Füßen —
Ist's ein letztes Liebesgrüßen?
Soll es ihr den Tod versüßen?

Gulda's schönes Augenpaar
Blickt empor — wer wohl es war,
Der so innig und behende
Noch mit solcher Blumenpende
Sie begrüßt vor ihrem Ende?

„Danke für Deinen letzten Gruß!“
Haucht sie eh sie sterben muß.

Gulda stirbt. . . Vor Gottes Throne
Reicht der Heiland ihr zum Lohne
Eine schöne Siegerkrone.

E. S.

So, nun wäre der Bote mit seinem Kalender für 1881 fertig, der, ausnahmsweise, mit einem Gruße beginnt und mit einem Gruße schließt. Verstehenden sinnigen und tiefgefühlten letzten Gruß verbankt der Bote wieder dem lieben jüngeren Freunde, welcher uns voriges Jahr durch seinen herrlichen Feierabend erfreute. Unwillkürlich steigt aber der Gedanke auf: „Wann wird der alte Bote seinen „letzten Gruß“ schreiben?“ Nun, das steht in Gottes Hand, die bisher gnädig und väterlich uns geleitet hat von Kindesbeinen an. Ihm allein die Ehre!

Auflösung der Räthselnüsse:

— jellw' jellw' jellw' A — spah'g' AI — m'p'z
'm'p'z III — p'nd'p'p'z II — w'p'n' w'p'n'z I